Pr. Leibfarth

2090

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36627083480017

<36627083480017

Bayer. Staatsbibliothek

R

Lesebuch

für

das kindliche Alter.

Zum Gebrauch

in

Schule und Haus,

herausgegeben

von

J. G. Leibfarth.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1830.

R

Wd.

229. B.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Hochwürden

dem Herrn

D. Carl Christian von Flatt,

Königl. Würtemb. Director des Studienraths,
Prälaten, Ober-Consistorialrathe
und Superintendenten

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Bei der großen Menge von Lesebüchern für Volksschulen, welche zum Theile sehr gut sind, hätte ich mich nie entschließen können, ihrer Anzahl noch ein neues beizufügen, wenn das vorliegende nicht ursprünglich dazu bestimmt wäre, einen zweiten Theil meiner deutschen Sprachlehre zu bilden, in welchen neben Befestigung der Lesefertigkeit hauptsächlich das, was im ersten Theile gelehrt worden, praktisch eingeübt werden soll. Bloß der Inhalt so wie die Sprache der meisten Stücke, welche nach meiner Meinung dem Kindesalter sehr angemessen ist, konnte mich bestimmen, dem Wunsche des Verlegers, es auch unter diesem Titel erscheinen zu lassen, zu entsprechen. Wirklich glaube ich auch, daß dasselbe unter dieser Gestalt freundlich aufgenommen

werde, da es gewiß, was Inhalt und Darstellung betrifft, manchem andern als gut anerkannten an die Seite gestellt werden darf. Schon die Namen derjenigen, von welchen die in demselben enthaltenen Stücke herrühren, bürgen dafür, daß dasselbe geeignet sey, die religiösen Gefühle der Jugend zu bilden, den Sinn für das Göttliche zu beleben und ihr Wissen auf eine angenehme und unterhaltende Art zu erweitern. Wer ist wohl, der den für die Jugend bearbeiteten Schriften eines Krummacher, Hebel, Gellert, Schubert, Pfaff, der Verfasser der Sammlung schöner Handlungen, diesen Eindruck absprechen möchte? Gewiß wirken die für Kinder geschriebenen Geistesproducte jener Männer nicht allein auf das kindliche Gemüth gut ein, sondern auch auf das der Erwachsenen. Es ist schwer, auch aus diesen Schriften immer mit Sicherheit das auszuwählen, was für Kinder eines gewissen Alters durchaus faßlich ist. Sollte ich bei der Wahl des einen oder des andern Stückes mich in dieser Hinsicht geirrt haben, so werden mir Zurechtwei-

sungen von erfahrnen Schulmännern willkommen seyn.

Da ich voraussetzen durfte, daß auch Stücke in gebundener Rede nicht unwillkommen seyen, so habe ich eine Anzahl solcher Stücke aufgenommen. Die aufgenommenen Stücke sind meistens religiösen Inhalts und lassen sich auch mit Nutzen zum Memoriren beim wirklichen Religionsunterrichte gebrauchen. —

Mit Recht kann man erwarten, daß die Schüler der Volksschule auch die Schrift mit lateinischen Lettern lesen können; darum haben mehrere Stücke einen solchen Druck erhalten.

Was endlich die Anordnung der Stücke betrifft, so gehen mit Recht die in ungebundener Rede denen in gebundener voran, da in jener weit leichter zu lesen ist, als in dieser. An der Spitze aller Stücke aber wird Jeder die herrlichen Abschnitte aus Krummachers Sonntag gerne sehen. Die übrigen haben die Ordnung erhalten, wie ich sie im Manuscripte sammelte. Das Publicum wird mich entschuldigen, daß die naturhistorischen Stücke nicht alle zu-

sammengestellt sind. Denn die Entfernung vom Druckorte machte mir es unmöglich, diese Anordnung noch nachträglich zu treffen, und mein Nachfolger in Nürnberg, den ich darum ersucht hatte, wurde vor dem Beginne des Druckes auch zu weit entfernt, als daß er hätte meinem Wunsche entsprechen können.

Möge durch dieses Lesebuch der Zweck erreicht werden, welchen der Herausgeber bei der Sammlung der Stücke im Auge hatte!

Tübingen im November 1829.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Die Liebe, von Krummacher 1
Mensch und Thier, von Ebendemselben 3
Erde und Himmel, von Ebend. 4
Die Laube, von Ebend. 5
Der Sonntag, von Ebend. 6
Der dreifache Tempel, von Ebend. 7
Das Wort Gottes, von Ebend. 9
Die Andacht, von Ebend. 12
Die Kuh, von Ebend. 16
Der kleine wohlthätige Mirtill, von Geßner . . . 18
Der arme Wandersmann, aus der Sammlung schöner Handlungen 20
Der Kaiser von Sina, aus derselben 22
Einiges über Marseille, von Schubert 22
Arabien, von Johannes von Müller 24
Die Kartoffel, von Schubert 26
Die Föhre oder Kiefer, von Ebendemselben . . . 27
Der Todtengräber, von Ebend. 28
Die Wanderheuschrecken, von Ebend. 28
Die Biene, von Ebend. 29
Die Ameise, von Ebend. 30
Der Haifisch, von Ebend. 31
Die Kröte, von Ebend. 31
Die Papageien, von Ebend. 32
Der Specht, von Ebend. 33

Seite
Der Eisvogel, von Schubert 34
Der Colibri, von Ebend. 34
Der Kukuk, von Ebend. 35
Der gemeine Fink, von Ebend. 36
Der Strauß, von Ebend. 36
Der eigentliche Affe, von Ebend. 37
Das Geschlecht der Katzen, von Ebendemselben . . 38
Der Hund, von Ebend. 39
Der Bär, von Ebend. 41
Der Elephant, von Ebend. 43
Das Kameel, von Ebend. 44
Von den Schlangen, von Hebel 45
Die Spinnen, von Ebendemselben 49
Die Eidechsen, von Ebend. 52
Unglück der Stadt Leiden, von Ebend. 56
Seltsamer Spazierritt, von Ebend. 57
Glück und Unglück, von Ebend. 58
Suwarow, von Ebend. 59
Hohes Alter, von Ebend. 60
Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolfe, von Ebend. 61
Der kluge Sultan, von Ebend. 62
Ein gutes Recept, von Ebend. 63
Joseph II. und der Bauer, aus der Sammlung schöner Handlungen 65
Der kluge Richter, von Hebel 66
Wunderbare Rettung zweier Mädchen, von Schubert . 68
Die verpfändete Ehre, aus der Samml. sch. Handl. . 69
Der Tod Eberhard Stilling's, aus Heinrich Stilling's Jugend 70
Vulcane, von Pfaff 75
Der Vesuv, von Ebendemselben 79

	Seite
Der Aetna, von Pfaff	80
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande, von Hebel	81
Von den Processions-Raupen, von Ebend.	83
Schwefelregen, von Ebend.	84
Blutregen, von Ebend.	85
Froschregen, von Ebend.	87
Steinregen, von Ebend.	87
Das bittere Blümchen, von Krummacher	89
Die beiden Wege, von Ebend.	90
Die Pfirschen, von Ebend.	91
Der Morgentraum, von Ebend.	93
Das Rothkehlchen, von Ebend.	94
Die Reue, von Krummacher	94
Der Schmetterling, von Ebend.	96
Die sieben Kindlein, von Ebend.	96
Leben und Tod, von Ebend.	97
Das Bäumchen, von Ebend.	98
Das Aehrenfeld, von Ebend.	100
Die Nacht und der Morgen, von Ebend.	101
Der Tanzbär, von Gellert	103
Sommerlied, von Krummacher	104
Der Blinde und der Lahme, von Gellert	105
Das Pferd und die Bremse, von Ebend.	106
Der arme Schiffer, von Ebend.	107
Das Testament, von Ebend.	108
Der arme Greis, von Ebend.	110
Der Kukuk, von Ebend.	112
Der Hund, von Ebend.	113
Das Erdbeerliedchen, von Krummacher	115
Bitten, von Gellert	115
Morgengesang, von Ebend.	116
Preis des Schöpfers, von Ebend.	118

Seite
Lied am Geburtstage, von Gellert 119
Gottes Macht und Vorsehung, von Ebend. 120
Die Liebe des Nächsten, von Ebend. 122
Abendlied, von Ebend. 124
Der fromme Hirt, von Krummacher 125
Sonntagslied im Sommer, von Ebend. 126
Morgenlied, von Ebend. 127
Jesus der Kinderfreund, von Ebend. 128
Lied vom Samenkorn, von Ebend. 129
Die Schöpfungstage, von Ebend. 130
Das Alplied, von Ebend. 132
Lobgesang, von Ebend. 133
Sonntagsmorgenlied im Frühlinge, von Ebend. . . 134
Die untergehende Sonne, von Ebend. 135
Weltregierung Gottes, von Ebend. 136
Lied am Feste der Geburt Jesu, von Ebend. 136
Lied am Feste der Auferstehung Jesu, von Ebend. . . 137
Heiliges Leben Jesu auf Erden, von Ebend. 138
Der Dank, von Ebend. 139
Jesus, der treue Hirt, von Ebend. 140
Des Herrn Klarheit, von Ebend. 141
Der Christ, von Ebend. 142
Loblied, von Ebend. 143
Jesus, der Weinende, von Ebend. 143
Die Armuth, von Ebend. 144
Die Liebe, von Ebend. 145

Die Liebe.

An einem frühen Sonntag-Morgen, im Monate Junius, kam der kleine Wilhelm zu seinem Vater, der ein Landmann war, und sprach zu ihm: Vater, gehen wir nun bald in die Wiese, das Heu umzukehren, und das trockene in runde, große Schober zu häufen, und es dann einzufahren? O, wie freue ich mich darauf! — So redete der kleine Wilhelm, und faßte dabei seinen Vater bei der Hand, als ob sie sogleich gehen wollten.

Aber der Vater antwortete: Nein, Wilhelm, heute gehen wir nicht in das Heu, und arbeiten nicht. Du weißt ja wohl, daß es Sonntag ist? —

Ist denn der eine Tag nicht so gut, wie der andere? fragte der Knabe.

Ja wohl, sagte der Vater. Der eine Tag ist so gut, als der andere. Der liebe Gott läßt an dem einen wie an dem andern seine Sonne scheinen und regnen, und thut immer seine milde Hand auf und segnet. Bei Ihm ist kein Unterschied in Tagen und Stunden. — Aber bei dem Menschen ist es nicht so, und soll nicht so seyn. Denn der Mensch ist zweierlei, mein lieber Wilhelm.

Als der Vater dieses sagte, sah ihn Wilhelm an. Denn er wußte nicht recht, was der Vater meinete.

Da fuhr der Vater also fort: Siehe, mein lieber Wilhelm, du bist auch mein Kind auf zweierlei Weise. Alles, was du nöthig hast zu deinem Unterhalte und Leben, empfängst du von mir und deiner Mutter, Speise und Trank, Kleidung und Wohnung, das Bett, worin du schläfst, und Alles. Denn du hast ja von dir selber Nichts. Wir geben dir Alles, und das thun wir gerne. Denn wir haben dich lieb. Und, nicht wahr, du nimmst es auch gerne an?

Als der Vater dieses sagte, faßte der Knabe seine Hand, und blickte freundlich hinauf zu ihm. — Der

Vater fuhr fort: Wer dich nun so sieht, wie du bei uns wohnst und mit uns Alles genießest und von uns empfängst, was du bedarfst, der denkt leicht, du müßtest uns angehören und unser Kind seyn. — Aber denkst du auch wohl selbst daran?

Der Knabe antwortete gerührt: O ja, mein lieber Vater, aber so wie jetzt habe ich es doch nie bedacht, und es wird mir dabei so eigen im Herzen, daß ich es nicht sagen und ausdrücken kann.

Lieber Wilhelm, sagte der Vater, das heißt, du bist dankbar. Nicht wahr, du möchtest deinen Aeltern wohl gerne vergelten, was sie an dir thun, und ihnen Freude machen, wenn du könntest? Du möchtest nicht gerne Etwas thun, was deinen Vater oder deine Mutter betrüben könnte. Und, gesetzt du hättest etwas Böses gethan — du wärest etwa ungehorsam gewesen, oder hättest eine Unwahrheit gesagt — nicht wahr, so würde es dich jetzt gereuen, du würdest betrübt seyn und dir vornehmen, es nie wieder zu thun? — Was meinst du? —

O ja, gewiß! sagte der Knabe, ich will dich nie betrüben. Ich will folgsam, freundlich und gehorsam seyn, und meinen Aeltern Freude machen, wie und wo ich kann.

Da sprach der Vater: Erkennst du nun, daß du noch auf eine andere Weise unser Kind seyn kannst, als wenn du bloß mit uns issest und trinkst, und bei uns wohnst und schläfst? O ja, mein lieber Vater, sagte der Knabe.

Und was wäre wohl das Bessere? fragte der Vater — wenn du bloß von uns empfängst, ohne Etwas dabei zu empfinden, oder wenn du mit Liebe und Dankbarkeit deiner Aeltern gedenkst?

Wohl gewiß das Letztere, sagte der Knabe. Und wie sollte ich denn anders, als mit Liebe und Dankbarkeit ihrer gedenken, da sie mir aus lauter Liebe so viel Gutes erweisen!

Das ist recht! sagte darauf der Vater. Lieben, wie du geliebt wirst! Beides gehört zusammen. Und Liebe kann auch nur die Liebe belohnen.

Darauf schwieg der Vater ein Weilchen stille, denn er war erfreut in seinem Herzen über die Aufmerksamkeit und Liebe seines Kindes.

Mensch und Thier.

Nach einigen Augenblicken fing der Vater die Unterredung von Neuem an und sprach: Jetzt wirst du mich begreifen, wenn ich dir sage, daß auch der Mensch zweierlei sey. Siehe, der Mensch genießt. Er genießt gar viel Gutes, nicht bloß, was er bedarf, um zu leben; — sondern auch Vieles, was ihn erfreut und sein Leben verschönert. Siehe, unsere Felder stehen voll herrlichen Kornes, Weizen und Roggen, woraus wir das Brot bereiten; unsere Gärten sind voll Früchte; auf den Bäumen Kirschen und Aepfel von allerlei Art, und zu deinen Füßen reifen die Erdbeeren. Wir säen und erndten und sammeln in die Scheuren — Alles, um zu genießen. Und so geht es jeglichen Tag und ein Jahr nach dem andern. —

Aber sind wir denn bloß da, um zu essen und zu trinken, wie die Thiere des Feldes? Oder können wir auch dabei Etwas denken und empfinden?

Ja wohl, antwortete der Knabe. Wir können dabei an Gott denken, der Alles erschaffen hat und uns Alles schenkt, was wir bedürfen und was uns erfreut. Und wenn wir dieses denken, so empfinden wir Liebe und Dankbarkeit gegen ihn.

Und was dünkt dir denn das Schönste zu seyn, fragte der Vater — das Genießen oder das Denken und Empfinden?

Gewiß das Letztere, antwortete Wilhelm. Denn wenn das Erste bloß wäre, so würden wir ja um Nichts besser seyn, als die Thiere in unsern Ställen und auf dem Felde.

Ist denn der Mensch besser? fragte der Vater, und Wilhelm antwortete: Freilich wohl — er kann ja denken und empfinden, was die Thiere nicht vermögen.

Darauf sagte der Vater: Hast du wohl jemals ein Lämmchen aufmerksam betrachtet? Siehe, wenn es ge-

boren ist, so saugt es an seiner Mutter und erkennt die Stimme seiner Mutter unter allen Schafen. Aber wenn es der Milch und Brust nicht mehr bedarf, so vergißt es die Mutter, und die Mutter erkennt es auch nicht mehr. Es neigt sein Haupt zur Erde, und sucht nun seine Nahrung. Das ist die Weise des Thieres. — Wenn aber ein Kindlein geboren wird, dann saugt es an der Mutter Brust, gleichwie das Lämmchen. Aber nach einiger Zeit lächelt es seine Mutter an, — das ist der erste Dank, den es ihr darbringt. Und wenn es anfängt zu lallen, so lallt es zuerst den Mutternamen. Dann erkennt das Kindlein die Mutter und den Vater, und hängt ihnen an mit Liebe und Dankbarkeit. Und in diesem Gefühle der Liebe erstarkt dann das Herz des Kindes immer mehr, und dann erhebt es sich zu dem Glauben. — — Der Vater schwieg bei diesem Worte und sah den Knaben an. Und Wilhelm fuhr fort und sprach: Zu dem Glauben, daß im Himmel ein großer, lieber Vater wohne, und daß der Mensch ein Kind sey des himmlischen Vaters.

Hier hast du ein herrliches Wort geredet, sagte der Vater. Aber dein frommes unschuldiges Herz hat es dir offenbaret. Wie liegt doch, setzte er hinzu, der frommen Unschuld die erste der Wahrheiten so nahe!

Erde und Himmel.

Der Vater schwieg ein Weilchen. Darauf fragte er den Knaben: Was du so eben sagtest, mein lieber Wilhelm, ist das Höchste und Allerbeste, was der Mensch denken und empfinden kann und soll, und auch das Natürlichste.

Denn was könnte natürlicher seyn, als daß ein Kind an seinen Vater denkt? Und was ist dem Herzen näher und erquickender, als das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit? So ist dem Menschen der Gedanke an den himmlischen Vater eben so nahe und natürlich, als dem Kinde der Gedanke an seine Aeltern. Es wäre erschrecklich, wenn der Mensch dessen vergessen könnte.

Dann würde er wie ein Thier seyn — sagte Wilhelm.

Schlimmer! erwiederte der Vater. Denn das Thier kann ja nicht sich dazu erheben. Sein ganzes Wesen neigt sich von Natur zur Erde hernieder, so wie sein Haupt sich zur Erde neigt. — Aber der Mensch muß sich erniedrigen, bevor er des himmlischen Vaters und seiner hohen Würde vergessen kann. Denn darin besteht seine Würde, daß er göttlichen Geschlechtes ist.

Siehe, Wilhelm, damit dieses nicht geschehe, soll der Mensch, wenn er die Woche über gearbeitet, und sich mit dem Irdischen beschäftigt hat, einen Tag ausruhen und nicht arbeiten. Es soll ihm dann von Neuem recht deutlich und anschaulich werden, daß er nicht für die Erde bestimmt ist, die er bearbeitet, sondern einer höheren Welt angehört.

Damit er in der Woche bei seiner Arbeit es nicht vergesse, soll er an jedem ersten Wochentage von Neuem inne werden, daß er ein Kind und Hausgenosse des himmlischen Vaters ist, und daß er als ein göttliches Kind und Ebenbild wandeln, und zu dem Himmlischen sich erheben müsse. —

Siehe, mein Kind, dazu soll die Ruhe des Sonntags bestimmt seyn.

Die Laube.

Nach diesem Gespräche in der frühen Morgenstunde kehrte der Meier mit seinem Söhnchen in das Haus zurück, ihre sonntägige Kleidung anzulegen. Als dieses geschehen war, lud der Meier seine Hausfrau ein zu einem Gange in den Garten, der neben dem Meierhofe lag. Die Mutter kam bald mit ihrem Töchterlein Hannchen, und Wilhelm ging auch mit hinaus. Als sie nun in dem Garten angekommen waren, freuten sie sich allesammt des stillen heiteren Tages und der vielen schönen Gewächse und Bäume, die in dem Garten standen, und sahen in der Ferne die Kornfelder, wie sie wogten vom Winde, und den reichlichen Segen verkündeten, — und in der Wiese die runden duftenden Heuhaufen.

Darauf, indem sie in dem Garten auf und abgingen, pflückte der Vater den Kindern Kirschen von den

Bäumen, und zeigte ihnen die jungen Aepfel, wie sie an den Zweigen traubenförmig hingen und allmälich sich rundeten. Hannchen pflückte indessen einige Rosen und Nelken, band sie zu einem Blumenstrauße, und brachte ihn der Mutter, welche dem Kinde herzlich dankte für das Geschenk. Zu gleicher Zeit überreichte Wilhelm ihr auf einem großen Blatte die ausgesuchtesten Erdbeeren. Dem dankte sie auch. So waren die Kinder sehr vergnügt sammt den Aeltern, und sie setzten sich nun in die schattige, runde Sommerlaube. Hier saß schon der alte Hausknecht Paul und hatte das jüngste Kindlein auf seinem Schooße. Da lachten die Kinder, daß er so heimlich da saß und auf einem so schönen Plätzchen. Denn sie hatten Paul sehr lieb.

Hannchen aber sagte: O wie ist es so schön, liebe Mutter, daß wir nun alle so beisammen sind!

Ja wohl, antwortete die Mutter, das können wir nicht alle Tage. Da geht Paul und der Vater auf den Acker und ich muß in die Küche und den Keller, im Garten und in den Ställen herumspringen, und ihr seyd in der Schule, oder bei sonstigem Tagewerke. Aber am Sonntage, da ist es anders. Es ist ein lieber freundlicher Tag, und fügt die Hausgenossen alle zusammen, so daß sie sich untereinander, und die Felder und Gärten gemeinsam beschauen, und sich über einander freuen mögen!

Die Worte der freundlichen Hausmutter gefielen dem Meier über die Maßen, so daß er seinem lieben Ehegemahl die Hand drückte und zu Paul sprach: Paul, laß uns doch auch ein Liedlein anstimmen! Denn Paul verstand vielerlei Weisen und Lieder, weltliche und geistliche, und hatte sie immer in Bereitschaft. So unterweisete er auch die Kindlein im Gesange.

Darauf begann er und die Meierin; der Meier und die Kinder stimmten mit ein:

Der Sonntag.

1. Seht, aus des Himmels goldnem Thor
Tritt unser Feier-Tag hervor!
Der Tag des Herrn! — Sein Angesicht
Umstrahlt der Morgenröthe Licht.

2. Sey uns gegrüßt, du Tag der Ruh!
Den Müden hauchst du Labung zu,
Das fröhlich stille Dörflein ruht
In deinem Schirm, und ist dir gut.
3. Willkommen uns im Festgewand!
Die Freude wallt an deiner Hand,
Die Einfalt öffnet dir die Thür
Und schmückt ihr stilles Hüttchen dir.
4. Wohl heißest du ein Tag des Herrn.
Er labte und erquickte gern
Den Müden, ging so liebevoll
Umher im Lande und that wohl.
5. Du bist der Sonne Tag und Bild!
Wie sie mit Glanz die Erde füllt,
So beut dein holdes Angesicht
Der frommen Einfalt Freud' und Licht.
6. Ein Engel Gottes bringest du
Der stillen Erde Fried' und Ruh',
Und schwebest auf der Himmelsbahn
Den Brudertagen froh voran!
7. O hebe du mein sehnend Herz
Zu jener Heimath, himmelwärts!
Einst, durch der Morgenröthe Thor,
Ein Engel schweb' auch ich empor.

Das klingt ja herrlich in der Laube und am Sonntagmorgen! sagte der Meier.

Ein gutes Liedlein, antwortete die Meierin, klingt ja überall und immer fröhlich und gut. Vor allem wenn's Einem Sonntag im Herzen und Gemüthe ist, setzte der alte Paul hinzu.

Der dreifache Tempel.

Ein frommer Landmann redete einst mit dem Pfarrherrn des Dorfs von dem Sonntage. Da sagte er: An diesem Tage steht mir ein dreifacher Tempel Gottes offen, und ich besuche sie alle drei, wenn ich eben kann. — Da lächelte der Pfarrer und sprach: Wir haben doch nur eine Kirche, und wenn ich ihr reinliches

Ansehen, und die Stille und Aufmerksamkeit meiner lieben Pfarrkinder ansehe und betrachte; freilich so deucht mir, daß unser Kirchlein wohl ein Tempel Gottes könne genannt werden.

Da antwortete der Landmann: Das ist auch einer von den drei Tempeln, welche ich meine, und ich habe manch' köstliches Wörtlein der Lehre und des Trostes mir daraus mit nach Hause genommen, das nicht bloß auf die sechs folgenden Wochentage, sondern auf Lebenszeit sich als köstlich und standhaft bewährte. —

Dabei reichte der Landmann dem alten Pfarrherrn herzlich die Hand, und sagte: Gott erhalte Sie uns noch lange Zeit, Herr Pastor! — Der Pfarrer drückte dem Ackersmanne die Hand. Darauf fragte er: Und nun — der zweite Tempel?

Den kennen Sie besser als ich, erwiederte der Landmann, aber ich kann mich in meiner Einfalt wohl daran erbauen. Sehen Sie, fuhr er fort, wenn es sich einigermassen thun läßt, so gehe ich mit Weib und Kindern ins Freie. Und da sehen wir des Morgens die Sonne an, wie sie aufgeht und strahlt, und des Abends, wenn sie untergeht. Und dann schauen wir auf das Gefilde weit und breit, und auf die Vögel des Himmels und die Blumen der Erde, und reden davon, nachdem uns das Herz giebt, auszusprechen. Wenn man so ganz frei von Arbeit ist, und das Seinige wohl vollbracht hat, da siehet man das Alles mit ganz andern Augen an. Man kann einer Biene oder einem Schmetterlinge ordentlich nachgehen, und sich über ein Blättchen freuen. Am Abende betrachten wir dann auch, wenn es klar ist, den Sternen-Himmel. Wir wissen zwar nicht viel mit Namen zu nennen, aber es scheint mir doch so, als ob der ganze weite Himmel ein Gewölbe des großen Tempels Gottes wäre, und als ob man auch da, wie auf der Erde ihn überall vernehmen könnte.

Der Pfarrer nickte ihm freundlichen Beifall und sprach: Wohl gewiß, lieber Freund, ist das ein Tempel Gottes. Auch die heilige Schrift nennt es also. Und

wohl kann man in solchem Tempel seiner mit Andacht gedenken.

Es ist mir, sagte der Landmann, als ob das Gemüth an Sonn- und Festtagen besonders dazu gestimmt wäre.

Und welcher ist denn der dritte Tempel? fragte der Pfarrer lächelnd.

Der Landmann antwortete: Mit Erlaubniß, Herr Pastor, mein eigenes Haus! Uns ruft dann die Arbeit nicht auseinander. Wir haben unsere besten Kleider an, und Alles ist in Fröhlichkeit, Liebe und Eintracht versammelt. Mit größerer Aufmerksamkeit und Wohlgefallen ruht dann unser Auge auf unsern Kindern, das ganze Haus schließt sich näher an einander, und jegliche gute Gabe, die wir empfangen haben, stehet dann lebendiger vor unserer Seele, und erinnert uns lebhafter an den gütigen Geber, in welchem ist kein Wechsel des Lichts und der Vollkommenheit. Dazu ist eine fröhliche Stille im Hause und in den Ställen — Alles reinlich und geschmückt. Ich kann mich dann des Gedanken nicht erwehren, das stille häusliche Leben sey ein Tempel, in welchem Gott wohne und woran er sein Wohlgefallen habe.—

So ist es auch fürwahr, sagte der Pfarrer, und solchen Hausvater kann man wohl einen Priester Gottes nennen. So war auch bei den frommen Erzvätern kein anderer Tempel, als das Haus und der Hausvater der Priester. — Ist doch jeglicher Mensch, nach dem Ausspruche des Apostels, ein Tempel Gottes, um wie viel mehr mag der stille Verein frommer Menschen und der fröhliche Familienbund eine Gemeine und Tempel Gottes genannt werden.

So redete der Pfarrherr und der Landmann untereinander.

Das Wort Gottes.

Was heißet das: Wort Gottes? fragte eines Tages die wißbegierige Maria ihre Mutter, als sie zusammen aus der Kirche kamen.

Das heißt: was Gott zu uns redet! antwortete

die Mutter. — Wie sollte Gott zu uns reden? fragte das Mädchen. Die Mutter sprach: Er redet ja in deinem eigenen Herzen, so wie in den Herzen aller Menschen. — Das Mädchen blickte die Mutter mit Befremden an. Da sprach die Mutter: Gesetzt, du hättest großen Hunger, und dein Weg führte dich durch den Obstgarten unsers Nachbars, du sähest da die schönen Aepfel und Birnen — da wäre es das Nächste und Beste, du nähmest, so viel du Lust hättest, und stilltest deinen Hunger.

Nicht doch, erwiederte Maria, da wollte ich lieber den Hunger ertragen. Denn jenes wäre ja böse und unrecht.

Mutter. Ja, ich meine, der Nachbar müßte Nichts davon wissen, und es auch nicht gewahr werden. Er hat ja auch so viele Aepfel. —

Maria. Es ist und bleibt doch unrecht.

Mutter. Wer sagt dir das?

Maria. Mein eigenes Herz! Und wenn ich doch von dem Obste heimlich nähme, so würde mein Herz mir Vorwürfe machen, und mir sagen, daß es unrecht und böse sey.

Mutter. Warum denn das, wenn der Nachbar es nicht weiß, und nicht dadurch leidet.

Maria. Ei, liebe Mutter! Was hat denn der Nachbar und die Aepfel mit meinem Herzen zu thun? Mein Herz sagt mir ja: Was unrecht und böse ist, das ist unrecht und böse.

Mutter. Kann denn dein Herz reden, Maria?

Maria. Ja, wohl nicht eigentlich! Aber es ist doch, als wenn eine Stimme darin wäre, die mir Beifall gäbe, wenn ich recht gehandelt, und „Pfui“ sagt, wenn ich Böses gethan habe.

Mutter. Wohl, mein Kind. Man pflegt diese innere Stimme des Herzens auch das Gewissen zu nennen; vielleicht, weil es so gewiß und bestimmt ist, was sie aussagt.

Maria. Darum durfte ich dir auch vorher widersprechen, liebe Mutter!

Mutter. Ja wohl, mein Kind! Zu begreifen, was

bös und gut ist, dazu bedarf es nicht eines hohen Verstandes oder besonderer Klugheit, sondern nur eines einfältigen Herzens, das auf sich selber merke. — Das Gewissen ist in uns wie das Leben, und wie das Herz schlägt, so redet das Gewissen in uns, und man kann dabei nicht fragen: warum oder wozu? — Es redet in uns so laut und vernehmlich, als ob es eine Stimme wäre.

Siehest du, fuhr die Mutter fort, das ist das göttliche Wort in dem Innern des Menschen. Wenn der Mensch noch in dem reinen Zustande wäre, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, dann wäre dieses innere Wort genug, ihn zu warnen und zu leiten. Aber der Mensch ist lange nicht so, wie er seyn sollte; er ist abgewichen von seiner Reinheit; er ist verderbt, und hat eine überwiegende Neigung zum Bösen. Diese Verderbtheit des Menschen schwächt, verdunkelt und überwältigt oft sein Gewissen.

Und doch weiß er wohl, daß er gut und heilig werden soll. So bedarf er in seinem verderbten Zustande eines andern göttlichen Wortes, das zwar mit dem innern genau übereinstimmt, aber zugleich den Menschen belehrt, wie er aus diesem verderbten Zustande zur Besserung und Heiligung gelangen, und so in seinem Innern des göttlichen Friedens und Wohlgefallens fähig werden möge. —

Durch Jesus Christus, und andere von Gott besonders erleuchtete Menschen ist dieses göttliche Wort ausgesprochen. Auch schriftlich ist es uns aufbewahrt worden, und das Buch, worin es enthalten ist, heißt deßhalb die heilige Schrift. — Jetzt wirst du, liebe Maria, anfangen zu begreifen, was es heiße, wenn der Pfarrer sagte: „Es sey dem Menschen eine Leuchte seines Fußes, und ein Licht auf seinem Wege.“ Künftig wirst du ein Mehreres davon hören. Folge du aber nur der Stimme Gottes in deinem Herzen; dann wirst du künftig auch das Wort Gottes in der heiligen Schrift desto besser verstehen.

Andacht.

Ein ander Mal fragte die wißbegierige Maria die Mutter, als sie an einem Sonntage traulich beisammen saßen: Was heißt das Wörtlein „Andacht?“ und wie muß man in der Kirche andächtig seyn?

Die Mutter antwortete und sprach: Es kommen wohl Manche in die Kirche ohne Andacht, aus bloßer Gewohnheit, oder weil sie Andere hineingehen sehen, und aus andern Gründen. Aber solche gehen auch aus der Kirche, wie sie hereingekommen sind, ohne Einiges mit nach Hause zu bringen. Sie ahmen nur den Schein des Guten nach, ohne es im Herzen zu empfinden. Vielmehr gewöhnen sie sich an den äußern Schein; so geht ihnen auch das Wort der Lehre vorüber, wie ein Gesumm, und das Herz erkaltet vielmehr, als daß es für das Gute und Wahre erwärmt würde.

Aber ich will dir lieber ein Gleichniß aus der heiligen Schrift erzählen, sagte die Mutter, und die Kinder setzten sich näher um sie her. Denn sie hörten die Mutter so gerne erzählen. Darauf begann sie:

Eines Tages saß Jesus mit seinen Jüngern an dem Ufer des galliläischen Meeres. Das Volk, dem er so viele Wohlthaten erwies, und welches ihn so gerne hörte, hatte bald erforscht, wo er war. Es strömte hinaus und begab sich an den See. Jesus ließ das Volk nun an dem Gestade sich lagern, und er selbst trat mit seinen Jüngern in ein Schiff, und aus dem Schiffe redete er zu dem Volke.

Das war eine schöne Kanzel! sagten die Kinder.

Ja wohl, antwortete die Mutter! so war es auch. Er liebte die Ordnung und Stille. So ließ er ein ander Mal das Volk sich an einem Berge lagern, und er selbst redete von einer Anhöhe zu ihnen hernieder. So jetzt vom See aus einem Fischernachen.

Er sah die Menschen mit Mitleid und Liebe an. Denn sie kamen ihm vor, wie Schafe, die keinen Hirten haben, und in der Irre wandeln. Er wußte, daß in ihren Herzen das Bedürfniß nach dem Bessern und Göttlichen nicht ganz erstorben und erstickt sey. Aber er sah zugleich, daß bei den Meisten dieses innere Verlan=

gen zu schwach war, um wie ein helles Licht hervorzubrechen, und die Herzen der Menschen zu erleuchten und zu erneuern. Er wollte ihnen gern der treue Hirt und Führer werden, wenn sie ihn nur dafür erkennen und annehmen wollten.

Warum thaten sie denn das nicht? fragte Maria; er war ja so freundlich und gut, und sagte ihnen Alles so klar und deutlich. —

Dasselbe mochten ihn wohl auch seine Jünger fragen, liebe Maria, erwiederte die Mutter, wenn sie eine Menge Volks um ihn her versammelt sahen, und dann wiederum bedachten, wie doch so Wenige ihm von Herzen anhingen und nachfolgten. — Und wohl mochte das Volk selbst nicht recht deutlich wissen, warum es ihm so eifrig nachfolgte und so gerne seine Reden hörte.

Da sagte Jesus unter andern auch folgendes Gleichniß: „Ein Säemann ging aus zu säen. Und indem er säete, fiel Etliches an den Weg. Da kamen die Vögel und fraßen den Samen. — — Etliches fiel in das Steinige, da es nicht viel Erde hatte. Und es ging bald auf, darum eben, weil es nicht tiefe Erde hatte. Als aber der Same aufging, verwelkte es, und weil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. — Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf, und erstickten es. — Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht, Etliches hundertfältig, Etliches sechzigfältig, Etliches dreißigfältig.“

Das ist Alles ganz natürlich, sagte Heinrich, und so würde es auch jetzt noch gehen. Darum reinigen wir auch den Acker von Steinen und Dornen, daß es ein guter Acker werde.

Siehe, sagte die Mutter, ein solcher guter Acker ist ein Bild eines guten Herzens. Und der Same ist ein Bild des göttlichen Wortes. So wie ein guter Acker den Samen leicht in sich aufnimmt, und dann jegliches Körnlein keimt, und erst die Blätter hervorbringt, und aus den Blättern den Halm, und an dem Halme die volle Aehre — so auch ein gutes Herz. Es nimmt vorerst das göttliche Wort begierig auf, und bewahrt es in sich, also, daß es dasselbe versteht und wohl faßt.

Dann zeigt sich die Kraft des Wortes in der Wärme des Herzens, und es strebt empor in Gesinnung und Handlung zu Gott, so wie das Hälmlein zum Himmel aufstrebt. Und endlich bringt es dann in dem guten Herzen die unsichtbare herrliche Frucht, so wie aus dem Samen in gutem Boden ein schönes volles Aehrenfeld erwächst und den Säemann mit Freuden erfüllt. Aber die unsichtbare Frucht ist viel schöner und erfreulicher. „Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig;“ sagt das göttliche Wort. Mutter, jetzt weiß ich, was Andacht ist — sagten die Kinder. An das, was gut und wahr ist, recht ernstlich und aufmerksam denken — sagte das eine. Und es in sich aufnehmen und bewahren, sagte das andere. Und Gottes Wort so zu Herzen nehmen und glauben, als ob man es nun aus seinem Munde hörte, sagte ein drittes Kind.

Wohl, sagte die Mutter, ein jegliches von euch hat Etwas gesagt, das zur Andacht gehört. Ihr beweiset dadurch, daß ihr mit Aufmerksamkeit — ja wohl selbst mit Andacht zugehört habt.

Worin ist denn Beides verschieden? fragten die Kinder.

Die Mutter antwortete: Wenn ich dir, liebe Maria, Etwas zeige und lehre, und du strengst dich an, Alles, was ich dir sage, wohl zu fassen und zu behalten, dann bist du aufmerksam; denn du richtest deine Seele auf das, was ich dir sage, und merkst es dir. So, als ich dir neulich erzählte und zeigte, was alles mit dem Flachse vorgehen muß, bis er zur Leinwand wird — da warst du aufmerksam, und bewiesest dadurch, da du mir es wieder erzähltest, daß du aufmerksam gewesen warst. So auch, wenn ihr aus der Schule heimkommt, und Vieles richtig zu erzählen wisset, so ist das ein Zeichen, daß ihr aufmerksam gewesen seyd. — Eben so wenn ihr auf dem Felde geht, so vermöget ihr aufmerksam zu seyn auf das, was ihr sehet. Ein Thier vermag das nicht, denn es hat keinen Verstand und kann nicht denken, noch weniger vermag es, aus freien Stücken seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu richten.

Also, wer nicht aufmerksam ist auf das, was er sieht und hört, der ist wie ein Thier, und bleibt auch so unverständig, wie ein Thier. Darum müssen Kinder sich früh daran gewöhnen, aufmerksam zu seyn auf Alles, was sie umgiebt und was sie sehen und hören, damit sie verständiger werden.

Aber, fuhr die Mutter fort, es ist nicht genug, daß der Mensch verständig und klug sey. Er soll besonders fromm und gut werden. — Unser eigenes Herz sagt uns, daß dieses das Beste und Höchste ist, und dazu machte uns der liebe Gott seinen Willen in seinem Worte bekannt.

Wenn wir nun auf dieses göttliche Wort, in der heiligen Schrift und in uns selbst, aufmerksam sind und von Herzen begierig darnach, — kurz, wenn wir uns Gott und seinen Willen recht lebhaft vorstellen und vergegenwärtigen, so sind wir andächtig. — Wenn Jemand zu beten meint, und bloß ein auswendig gelerntes Gebet hersagt, dabei aber an etwas Anderes denkt — ist der wohl andächtig?

Nein, sagten die Kinder — das wäre bloß etwas Aeußeres, und kann zu Nichts dienen. Die Andacht ist ja in dem Innern, im Herzen der Menschen, und muß aus dem Herzen kommen.

Ja wohl, sagte die Mutter, und darum nennt es auch der Heiland nicht Beten, sondern Worte machen und ein heidnisches Plappern. Ein solcher ist nicht einmal aufmerksam auf das, was er thut, viel weniger andächtig.

So kann man auch in der Kirche andächtig seyn, wenn man Alles, was in derselben zu unserer Belehrung und Besserung, und zu unserm Troste und Erhebung geschiehet, mit ganzem Herzen in sich aufnimmt.

Das Wort Andacht bestehet aus zwei Wörtlein, nämlich an und denken. Und weil der Mensch nichts Höheres, Größeres und Besseres denken und empfinden kann, als Gott — so hat man mit dem einfachen Worte dieses größte und beste Denken und Empfinden bezeichnet.

Die Kuh.

Eine Mutter erzählte ihren Kindern folgende Geschichte. In unserm Dorfe wohnte eine Wittwe mit fünf Kindern, die war sehr arm, und nährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. — Auch gelang es ihr anfangs wohl, so daß sie jährlich von ihrem kleinen Felde reichlich einerntete, und es an ihrem Hausbedarfe nicht gänzlich fehlte. Aber ein ander Jahr mißrieth die Frucht, dazu starb ihre einzige Kuh, so daß sie in große Noth kam mit ihren fünf Kindern. — Da ward sie sehr mißmuthig, und sprach: Betteln mag ich nicht, und das Arbeiten und der Fleiß nutzet mir nicht. Es wäre mir besser, ich stürbe! — Also war sie sehr ungeduldig und mißmuthig in ihrem Herzen. — Als sie so da saß in ihrem Kummer, hörte sie von ferne das Geläut aus dem Dorfe, — und es war ihr ein erquickliches Getön. Denn sie dachte: So wird man auch bald mich zu Grabe läuten! — Darauf trat ihr Mägdlein in die Kammer, nnd sprach: Mutter, sie läuten im Dorfe. Willst du nicht zur Kirche gehen? Ich will das Haus wohl hüten! — So sprach das Mägdlein, ihre Tochter. Denn die Mutter pflegte alle Sonntage zur Kirche zu gehen, und fröhlicher heimzukehren. Darum dachte sie bei den Worten ihres Kindes: Warum sollte ich nicht auch heute hingehen in den bösen Tagen, wie ich in den guten gethan habe? So ging sie, obwohl mit schwerem Herzen, zur Kirche, und setzte sich hinter einem Pfeiler. Denn sie schämte sich ihres Unmuths. Darauf als das Lied anfing, vermochte sie kaum mit zu singen vor heimlichem Weinen, und sie konnte ihre Thränen kaum verbergen. Und als der Pfarrer von der Liebe und Güte Gottes redete, war ihr ein jedes Wort erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war weich, wie ein wohl vorbereites Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Samen in sich aufnimmt. — Als nun die Kirche aus war, ging sie mit demüthigem Herzen getröstet nach Hause, und sagte: Habe ich doch das Meinige gethan! So wird ja auch wohl der Vater es wohl machen, und das Seinige thun. Und vor allen war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt zu Herzen gegangen:

„Durch Stille seyn und Hoffen werdet ihr stark seyn!“ — Gott, sagte sie, hat meine Thränen gesehen, er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann in der Gemeine die Wittwe bemerkt in ihrem Kummer. Und auch diesem war die Predigt von der Liebe Gottes zu Herzen gegangen, und er dachte, als er die Wittwe sah: Sie hat ein heimliches Leiden; darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken, und nicht so fröhlich nach dem Hause des Herrn gehen, wie du. Deßhalb fragte er unter der Hand nach der Wittwe. —

Als nun am Abende die Wittib mit ihren Kindlein bei dem Lämpchen saß, und sie sich unter einander trösteten, und vorsetzten, fleißig zu arbeiten, sagte die Mutter: So wollen wir erst ein Geißlamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Milchkuh. Als sie diese Worte geredet hatte, vernahmen sie an der Thür ein Gebrüll, wie das einer Kuh. Da wurde es ihnen wehmüthig, denn sie gedachten der Kuh, die ihnen gestorben war.

Als es aber nun leise an die Thür klopfte, da erschracken sie, und nachdem sie die Thür geöffnet, trat ein Mann hinzu, und sagte: Sehet, ein guter Freund sendet euch diese Kuh, und diese Säcke, nebst einem freundlichen Gruße. Da erstaunten sie noch mehr, und ehe sie noch zu danken vermochten, und die Männer befragen, waren sie schon von dannen gegangen. Die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, und war schwarz und weiß gefleckt und viel schöner, als die gestorbene. Da führten die Kinder sie jauchzend in den Stall, und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter aber weinte heimlich. Des andern Tages kam der Meier selbst zu der Wittwe, und sagte: Ihr habt gestern in der Kirche Gott eure Thränen dargebracht, dafür hat er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Dankes schuldig. Denn er hat mich reichlich gesegnet. So seyd so gut und nehmet es ohne Dank, als eine Schuld, die ich gerne abtrage. Ich danke Gott, daß er in der Kirche mein Herz erweckt hat, euch zu

helfen — So sprach der Meier, und nun schieden sie fröhlich von einander.

Seht Kinder, sagte die Mutter, so hatte der Gedanke an Gott das Herz der Mutter dem Troste, und das Herz des Meiers der mildthätigen Liebe geöffnet.

Kr........

Der kleine wohlthätige Mirtill.

Der alte Likas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte sich die Augen, die er oft gen Himmel richtete. Dieß befremdete seinen Vater. Er rief ihn zu sich.

Mirtill eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich in den Schoß.

Was ist dir, Lieber? sagte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die vom Weinen roth geworden waren; fehlt dir Etwas?

Nichts, lieber Vater, ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Likas. Aber du hast geweint?

Mirtill. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Likas. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, das dich so freudig macht?

Mirtill. Lieber Vater, verlang' es nicht zu wissen.

Likas. Nicht? Und könntest du Etwas haben, was dein Vater nicht wissen dürfte?

Mirtill. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

Likas. Auch sollst du das nicht thun; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Mirtill. Du willst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam seyn. — Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde ging, um ihm das

Abendbrot zu bringen, hörte ich im Gebüsche Jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer er sey. Es war ein alter, armer Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein großes Bündel Holz, auf das er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen.

Ich hörte, indem ich hinter dem Busche stand, ihn traurig mit sich selber sprechen. Guter Gott, sagte er, erbarme dich des Jammers! Mein armes Weib! meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit. Indem er das sagte, sank er mit dem Kopfe auf sein Bündel.

Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sah, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrot, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben ihn auf das Holz. Dann lief ich zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrot, und brachte es meinem Bruder.

Als ich wieder zurückkam und an den Busch trat, hinter welchem der alte Mann lag, weckte ihn mein Geräusch. Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrot und die Flasche Milch erblickte. Ist ein Engel Gottes hier gewesen, um mich und meine Kleinen vom Tode zu retten? Aber, wer du auch gewesen bist, gute Seele, die du dieses Labsal für uns hingelegt hast, Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen.

Doch, fuhr er fort, ich Unglücklicher! wie werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kindern diese Erquikkung bringe. Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen. Gott grüß' Euch, guter Vater, sagte ich, als ich bei ihm war. Es wird Euch wohl recht sauer, so viel zu tragen. Gebt mir die Flasche Milch und das Brot, ich will es tragen für Euch, und will Euch führen, wenn Ihr Eure Hand

auf meine Schulter legen wollt. Ich fragte ihn, wohin er wollte, und führte ihn zum Walde hinaus.

Er erzählte mir mit nassen Augen, wie Gott während seines Schlafes für ihn gesorgt habe, und bedauerte Nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sey. Alle Morgen, sagte er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten; denn er hat vom Tode uns errettet. Auch du, mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie Hungers sterben.

Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreut haben, da ihr Vater nach Haus kam, und ihnen Etwas zu essen mit brachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du hast es gewollt, lieber Vater, sonst hätte Niemand Etwas davon erfahren sollen. Er schwieg; und Likas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust. Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, da ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich seyn wird.

G....

Der arme Wandersmann.

Ein armer Wandersmann ging nach einer großen Stadt, um dort Verschiedenes einzukaufen, und einiges Geld zu holen, welches man ihm daselbst schuldig war. Auf seiner Reise kam er auch durch einen großen, finstern Wald. Kein einziger Vogel ließ sich hören; es war Alles still, und der Wanderer ging ruhig vor sich hin. Auf einmal sprang aus dem dicken Walde ein großer, starker Mann hervor. Sein Haar war pechschwarz, sein Anzug schmutzig, sein Auge finster. An seiner linken Seite hing ein Säbel, und in der rechten Hand hielt er ein Pistol.

Der Wandersmann erschrak nicht wenig, als er diesen furchtbaren Mann erblickte. Das ist ein Räuber, dachte er bei sich selbst, und er hatte sich nicht geirrt.

Heda! rief mit schrecklicher Stimme der Räuber: steh' still! Der Wandersmann stand still. — Das Geld her! rief der Räuber, und setzte dem armen Wandersmanne das Pistol an die Brust. Geld? sagte der Wandersmann, ach! ich habe nur diese wenigen Groschen, hier sind sie, nehmet sie hin! Damit ist mir nicht gedient, schrie der Räuber, du hast noch mehr Geld bei dir; nur her damit, sonst drücke ich los! —

So wahr ich ehrlich bin, versetzte der zitternde Wandersmann, ich habe weiter Nichts bei mir. Aber ich gehe eben in die nächste Stadt, um eine Summe Geldes zu holen; laßt mich ruhig weiter reisen, ich verspreche Euch, in ein Paar Tagen wieder zurückzukehren und Euch dann jene Summe Geldes zu bringen. Schonet nur, ich bitte Euch, meines Lebens.

Der Räuber dachte ein Paar Augenblicke nach, sah dann dem Wandersmanne scharf in das Gesicht, und sagte: Wirst du aber auch Wort halten, und mir das Geld, das du holst, wirklich bringen?

Ich will es dir bringen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

Nun, so ziehe fort, rief der Räuber, du wirst mich hier wieder finden, wenn du zurückkehrst.

Der arme Mann setzte nun seine Reise fort.

Geh nur, armer Schelm, murmelte der Räuber, das weiß ich wohl, daß du nie wieder kommst.

Aber der Räuber irrte sich. In einigen Minuten kam der Wandersmann zurückgelaufen, und rief: He! Landsmann, nicht fortgegangen! ich bringe Etwas. — Und was bringst du? fragte der Mann mit dem Pistole und dem Säbel.

Ei, seht nur her! Hier habe ich einen Beutel mit vielen Goldstücken gefunden, wahrscheinlich habt ihr ihn verloren; da nehmt ihn hin!

Der Räuber wurde durch diese Ehrlichkeit so gerührt, daß er den Mann bei der Hand faßte und zu ihm sagte: Du bist ein braver Kerl; behalte den Beutel mit den Goldstücken; auch will ich das Geld nicht haben, das du mir versprochen hast.

Der Wandersmann ging nun immer der Stadt zu;

der Räuber aber trat in den finstern Wald und ward auf einmal unsichtbar.

Samml. sch. H.

Der Kaiser von Sina.

Ein Kaiser von Sina fand auf seiner Reise durch seine Staaten die Gebeine eines Menschen, der noch keine Ruhestätte von dem Mitleiden seiner Bürger erhalten hatte. Der gerührte Fürst befahl, sie zu begraben. Ein Höfling, der neben ihm stand, sagte: Wozu diese Mühe? Man kennt ja die Gebeine nicht; die Anverwandten des Verstorbenen mögen sie mit Erde bedecken. — Bin ich nicht, erwiederte der edle Monarch mit Hitze, der Herr und Vater dieses Königreichs? Bin ich nicht auch Vater dieses Unglücklichen? Hat er keine Verwandten, so bin ich der Nächste, der ihm diesen Liebesdienst erweisen muß. — Hier zog er sein kaiserliches Oberkleid aus, ließ die Gebeine hineinlegen und nach Landessitte begraben. Da rief der beschämte Höfling aus:

„Wenn die Liebe unsers Kaisers gegen die Todten so groß ist, wie groß wird sie nicht gegen die Lebendigen seyn!“

Samml. sch. H.

Einiges über Marseille (Massilia.).

Marseille, diese alte Freundin und mächtige Bundesgenossin von Rom, dieses zweite Athen, wie die Römer es mit Recht genannt, hat die Spuren seiner alten Herrlichkeit fast so ganz verloren, wie die Bilder eines schnell vorübergegangenen luftigen Traumes der Nacht. Die ganze Gegend scheint Nichts mehr davon zu wissen, daß einst hier das alte Massilia gestanden, welche die Liebe einer gallischen Königstochter den heimathlosen Phocäern zum Wohnsitze geschenkt hatte. Massilia, in welchem schon sechshundert Jahre vor Christus, zugleich mit dem Wohllaute der jonischen Zunge, griechische Sitten und Bildung

gelebt; welches als treue Bundesgenossin das von den Galliern geängstete Rom durch reiche Geschenke aus der Macht des Feindes auslösen und wieder aufbauen lassen, welches den Scipio durch seine Flotten die Carthaginenser besiegen, dem Marius durch sein Bundesheer die entscheidende Völkerschlacht gewinnen helfen. Massilia, aus welchem der große Pytheas hervorgegangen, dessen forschender Geist den Sternenhimmel ebenso durchwandelt, wie die Gewässer des Meeres, bis hin zu dem fernen Thule. Massilia, welches selbst Cicero neben Athen stellt, ja über dieses erhebt, und in welches August seinen Enkel sendete, damit er hier höhere Erkenntniß und Bildung des Geistes schöpfete; die Stadt, welche dem großen Agricola eine bildende Schule gewesen, und deren Herrlichkeit Plinius und Tacitus selbst dann noch preisen, als sie bereits den besseren Theil ihrer Freiheit und Macht verloren hatte, und ihre innere Verfassung nur noch ein Schatten von jener gewesen, welche Aristoteles als Ideal bürgerlicher Eintracht darstellt, und welche Cicero als fast unnachahmlich schildert. Da ist keine Spur mehr von den alten Tempeln, welche die Griechen mit den Göttern zugleich der Stadt gebracht; kein Gemäuer verräth mehr das alte Amphitheater, oder die Stelle, wo sich um die Sitze seiner sechshundert Senatoren das Volk versammelte; kaum ist noch eine Spur vorhanden von den Mauern der alten Stadt, unter denen Maximian an Constantin zugleich mit der entscheidenden Schlacht das Leben verloren. Es scheint die alte Herrlichkeit dieser Stadt eben so verwandelt und vergangen zu seyn, als ihre alte Sitte, welche uns die Schriftsteller des älteren Rom als ganz besonders rein und tadellos schildern, während dagegen freilich die spätern in ganz entgegengesetzten Ausdrücken von den Massiliensern reden. Denn so wie zu Plautus Zeiten gleichsam sprüchwörtlich massilische Sitten so viel, als reine ehrbare bezeichneten, so war zu Athenäus Zeiten nach einem damals ebenso gemeingültigen Sprichworte, ein Mensch, der aus Massilia kam, weibischer Entartung verdächtig. Es geschieht öfters nicht ohne eigene i n n e r e Schuld, wenn einem

Volke so ganz das genommen wird, was es auch äusserlich an Herrlichkeit und Zierde besessen.

Sch.....

Arabien.

Zwei tief in das Land gehende Meerbuchten bilden die Halbinsel Arabien; die Wüste erstreckt sich zwischen dem Reiche der Perser und Römer hinauf. Das ganze Land wird auf fünf und fünfzigtausend Quadratmeilen geschätzt.

Die Wüste zeigt todte Natur; unaufgehalten brennt von immer trockenem Himmel die Sonne; die nackten Höhen scheinen durch die Winde geschunden, und öffnen unermeßliche Aussichten, wo kein Schatten den Wanderer erquickt, wo an keinem Gegenstande sein Auge ruht; unübersehbar zwischen ihm und aller lebenden Creatur ausgebreiteter Raum stellt sich dar; selten im Schatten einsamer Palmenwäldchen ein bald im Sande versiegender Bach. Nur der Araber kennt solche Rastplätze; nur er bewohnt sie, frei, in überflüssiger Befriedigung seiner einfachen Bedürfnisse; hierher führt er Sklaven und Schätze, die er von Caravanen erbeutet, welche mit den Leuten des großen Emirs der Wüste sich in Geleitsstreitigkeiten einzulassen die Unvorsichtigkeit hatten.

Diese Inseln im Sandmeere zu verbinden, taugt nur das Kameel: wie die Einwohner, so lernt von Jugend auf dieses Thier Durst, Hunger und Schlaflosigkeit ertragen; drei, vierhundert Stunden durchrennt es, ohne in acht oder zehn Tagen mehr, als einmal zu trinken, und, außer wenigen Disteln, Wermuthwurzeln und Nesseln, in vier und zwanzig Stunden Etwas zu genießen. Bis dreizehn Zentner trägt es Wochen lang unabgepackt; in ihm ist des Arabers Sicherheit, Reichthum, treuester Lebensgefährte; indem es die gedoppelte Last eines Maulesels trägt, ist es genügsamer, als der Esel, milchreich wie die beste Kuh, schmackhaft wie Kalbfleisch, im Werthe seiner Haarwolle mit den Schafen wetteifernd; sein Mist dient für Brennholz, sein Harn

zu Salmiak; ein Wink regiert seinen Schritt, ein Lied erneuert seine Kraft.

Am Euphrat, unter Obstgärten, dehnt sich in langer Strecke der Hauptflecken der Wüste, das uralte Anah, wo der große Emir der Bedwinen (der Wüstebewohner) zu bestimmten Zeiten den Sitz aufschlägt. Nämlich mehrere Familien gehorchen dem Vorsteher der edelsten und reichsten als Scheich; alle Scheichs in ihren Händeln dem beschützenden Groß-Emir. Sein Lager ist eine ungemein regelmäßige, bewegliche Stadt, alle Gassen laufen bei dem Gezelte seiner Wohnung zusammen. Ihm bezahlen die Reisenden für sichern, freien Durchzug eine Gabe.

Die berühmten Schulen und Handelsstädte Kufa und Bassora liegen an der Grenze der Wüste. Viele Namen der Stämme erinnern an Moses, an Hiob. Der einige furchtbare Feind ist Samum, der Engel des Todes, ein aus den Wüsten sich erhebender, schweflichter Wind, dessen Flammen alle begegnenden Thiere und Menschen erstickt; durch Arabien und Afrika ist er bis in Spanien bekannt.

Von Jemen oder dem glückseligen Arabien sind nur die Küsten genau bekannt. Man weiß, daß es von einem freien, muntern, edeln Volke bewohnt ist, welches bei Heerden, bei Gärten, wo die Weihrauchpflanze, der Balsam, der Zimmt, Kasia und Kaffee wächst, in stolzer Unabhängigkeit lebt. Nach den vornehmsten Städten sind Wege gebahnt; um dieselben bis auf die Gipfel der Berge ist Cultur. Von einem Gesträuche, wie die Wachholderstaude wird Lebonah (weißes Harz), Weihrauch gesammelt, welcher von Indien bis zu uns die Tempel durchdämpft. Von einer, aus Habesch — so glaubt man — auf die Berge Jemens verpflanzten Staude wird der Bohnentrank (Kahweh, Kaffee) bereitet. Wie wenig vermuthete der Arzt Prosper Alpinus, da er ihn um das Jahr 1583 in Aegypten beschrieb und für den Magen empfahl, daß er in wenigen Geschlechtsaltern das Lieblingsgetränk von Europa, von dem Serail des Großherrn der Türken bis in die Alpenhütten Bedürfniß,

eine Quelle vieler guten und bösen Dinge seyn, und die Aerzte wider seinen Mißbrauch schreiben würden!

Eben dieses Arabien ist an den edelsten Pferden sehr reich. So schön, nur nicht so groß als in Afrika, ist das Pferd bei den Arabern schnell wie Strauße, eigentlich für die Jagd. Eine Klasse der arabischen Pferde ist mit urkundlichen, weit hinauf reichenden Geschlechtsregistern versehen. Sie sind Tag und Nacht Gesellschaft für den Araber, der für ihre Reinlichkeit äußerst sorgt; sie stehen den Tag über gesattelt, Nachts fressen sie. —

J. v. M.

Die Kartoffel.

Die Kartoffel kam freilich erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte, und dazu schrieb, „die Frucht dieses Gewächses sey so vortrefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte,“ aus seinem Garten wieder heraus reißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte: Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht,“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kräutrich hängen. Da es nun Herbst war, und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stund auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten hätte, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlamente kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut seyn, aber in England werde sie nicht reif. Da

ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen, und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens, im Herbste, ging er auch durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären? und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von welcher der Inhalt der gewesen seyn wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

Die Föhre oder Kiefer.

Die Föhre oder Kiefer hat lange Nadelblätter, davon immer zwei aus einer kleinen Scheide kommen, und die rings um den Stengel stehen. Sie ist ein gar gutes Bau- und Brennholz, das meist auf dem schlechtesten Sandboden gedeiht. Nicht bloß die Lappländer, sondern auch die norwegischen Bauern in den nördlichsten Waldgegenden essen manchmal fast das ganze Jahr hindurch kein anderes Brot, als ein größtentheils aus der innern Rinde (Splint) dieses Baumes gebackenes. Und gerade diese Waldbauern sind bei ihrer so geringen Kost, der stärkste, kräftigste Schlag Menschen, den man sich denken kann, und dabei heiter und froh und arbeitsam. Man kann auch hieraus lernen, daß es bei dem Gedeihen des Leibes nicht auf Vortrefflichkeit der Kost, sondern auf ein heiteres Herz und Arbeitsamkeit ankomme, und daß Einer, wenn einmal der Bissen des etwas bitterlichen Fichtenbrotes hinter ist, nachher eben so fröhlich singen und arbeiten, und sich seines Gottes und des lieben Sonnenlichts freuen könne, als ein An-

derer, der Brot von Dinkelkorn ißt, und auch wohl gar noch wöchentlich etliche Mal sein Stück Fleisch dazu hat.

Sch.....

Der Todtengräber.

Der Todtengräber ist ein gar besonders merkwürdiger, etwas länglicher, auf seinen Flügeldecken orangefarb und schwarz gezeichneter Käfer, den man bald zu sehen bekommen kann, wenn im Frühlinge oder Sommer eine todte Maus oder ein todter Maulwurf ins Freie hingelegt wird. Es dauert nicht lange, so kommen drei oder fünf Todtengräber, untersuchen das Erdreich, wo das todte Thier liegt, und im Falle dieß nicht gut zum Begraben taugt, tragen sie wohl auch das Thier einige Schritte weit langsam kriechend auf ihren Rücken weg, graben es dann gar schön und sauber ein, so daß man gar den Ort nicht bemerkt, wo es geschehen ist, kommen aus der Erde herauf und ruhen aus, dann geht das Weiblein wieder hinunter und legt seine Eier hinein ins todte Fleisch. Aus den Eiern werden hübsche, bunte Engerlinge, diese aber schon nach sechs Wochen zu Käfern. So ist im Kleinen wie im Großen in der Natur auch für Reinlichkeit, besonders für das Hinwegschaffen faulender Thiere gesorgt, und wie in Aegypten Hunde und Geier die todten Thiere auffressen, so thun das wenigstens im Kleinen bei uns die fleißigen Todtengräber.

Sch.....

Die Wanderheuschrecken.

Die Wanderheuschrecken fressen in manchen heißen Ländern gar oft jedes grüne Blatt und Gras so ganz ab, daß man in ungemein weiten Strecken nichts Anderes sieht, als den dürren Boden. Denn sie kommen in solchen ungeheuern Schaaren, daß, als sie in den Jahren 1747 und 1748 auch in einem großen Theile von Europa, sogar in Deutschland sich verbreitet hatten, ein

Schwarm manchmal vier Stunden lang dauerte, ehe er vorbeizog, und dabei mehrere hundert Klafter breit war, so daß es in den Gegenden, über die ein solcher Zug ging, so finster wurde, wie in der spätesten Dämmerung. Wo sie dann niederfielen, deckten sie einen Stunden langen und breiten Wiesen- oder Feldgrund Querhände hoch, und nach wenig Stunden war nichts Grünes mehr zu sehen. Zum Glücke war es diesen fremden, zu uns aus Asien eingewanderten Gästen, hier zu Lande zu kalt, und sie starben, da der Winter ein bischen streng wurde, von selber, was sehr gut war, da die Heerden Schweine, die man auf sie und ihre Eier trieb, zwar manche Million fraßen und zertraten, aber doch nicht darüber Herr werden konnten. Desto schlimmer ergehts aber den heißen Ländern, die übrigens dafür auch desto fruchtbarer sind, und in denen sogar die Heuschrecken öfters ganz augenscheinlich wohlthätig, zum Hinwegräumen des wuchernden strauchartigen Unkrautes wirken, welches das Aufkommen der edleren, zarteren Gewächse hindert. In manchen Ländern ißt man die Heuschrecken. Sch.....

Die Biene.

Die Biene, die so manches Pfund Honig und Wachs für den Menschen sammelt, baut sich draußen im Freien ihre Wohnung in hohle Bäume, bei den Menschen aber in die für sie angelegten Stöcke und Körbe. In jedem Bienenstocke ist unter wohl zehntausend Arbeitsbienen in der Regel nur ein Weibchen oder Weisel, und gegen siebenhundert Drohnen oder Männlein. Die Arbeitsbienen erziehen auch im Nothfalle aus einer Arbeitsbienenlarve, dadurch, daß sie die Brutzelle vergrößern und Weiselfutter hineinlegen, eine Königin, die sonst den gewöhnlichen gleicht, nur daß sie stumm ist. — Der Weisel ist wie eine gemeinschaftliche Seele, die Alles zusammenhält, und wenn der stirbt, so zerstreuen sich alle. Die Arbeitsbienen leben den ganzen Sommer hindurch immer nur wie im Fluge, und gleichsam beiläufig der Gegenwart,

mehr aber und aus allen Kräften der Zukunft, für die sie einsammeln in ihre kleinen Scheuren, und ein ganzes künftiges Geschlecht ernähren und groß ziehen. Und es wäre wohl gut, wenn der Mensch von ihnen lernete, so treulich in Allem auf das Künftige zu sehen. Die Arbeitsbienen und die Königin haben einen Stachel, mit dem sie empfindlich stechen, und man weiß einen Fall, daß ein einziger Bienenstich, der die Gegend gleich unter dem Auge getroffen hatte, eine vorher ganz gesunde Frau eben so plötzlich tödtete, wie der Biß einer giftigen Schlange; doch hilft zum Glücke gegen einzelne Bienenstiche meist schon aufgelegte, frische Erde gar leicht und bald.

Sch.....

Die Ameise.

Die Ameisen gehören auch hierher; denn gegen das Ende des Sommers bekommen Männchen und Weibchen Flügel, (die ihnen freilich gar bald abfallen) und fliegen dann in ganzen Schwärmen auf und nieder. Die Eier, welche die trächtigen Weiblein in den Haufen hinein legen, sind nur so groß, wie ein Sandkörnlein; denn was man gewöhnlich Ameiseneier nennt, sind die Puppen. Die Weiblein sterben nach dem Eierlegen im September, und nun nehmen sich die Arbeitsameisen der verwaisten Brut gar sorgfältig an, tragen sie während des Winters tief unter die Erde, ernähren sie, und nehmen sich dann auch im Frühlinge und Sommer gar sehr der Puppen an. Ueberhaupt zeigen sich an den Ameisen gar merkwürdige Triebe, mittelst welcher sie sich gleichsam ihre eigenen Milchkühe halten, Sklaven machen, die für sie arbeiten müssen, Krieg mit einander führen u. a. — In Südamerika giebt es eine wandernde Ameise (die sogenannte Besuchsameise), die alle drei bis vier Jahre einmal kommt, und die Menschen aus ihren Häusern vertreibt. Man läßt sie aber doch gerne hinein und öffnet ihr Alles, weil sie alles schädliche Ungeziefer, das in jenen Ländern sich so leicht einnistet, vernichtet.

Sch.....

Der Haifisch.

Der Haifisch, ein in allen seinen Arten gar gefräßsiger, auch dem Menschen oft sehr gefährlicher Fisch. Denn die größern Haifische sind im Meere immer hinter und neben den Schiffen her, weil sie riechen, daß da gar viele lebendige Wesen darinnen sind, die sie gerne fressen möchten. Fällt nun einmal ein Matrose von ungefähr vom Schiffe herunter ins Wasser, oder hat er Etwas im Wasser zu verrichten, so ist oft gleich ein Haifisch bei der Hand, der ihm ein Bein oder einen Arm abbeißt, auch ihn ganz verschlingt. Man weiß Fälle, daß ein solcher Mensch zwar von des Ungeheuers vielen, dreieckig spitzigen Zähnen, die inwendig im Rachen wie Blätterreihen über einander liegen, schlimm verwundet, aber doch noch am Leben erhalten worden ist, wenn man eine Kanonenkugel noch gerade zur rechten Zeit auf den Fisch abfeuerte. Ein solcher gerettete Matrose zog einmal mit dem nämlichen ausgestopften Haifische (den er für Geld zur Schau trug) herum, der ihn schon im Rachen gehabt hatte. Solche, die Schiffe begleitenden Haifische, verschlingen übrigens Alles, was man hinauswirft, z. B. ein ganzes, todtes Pferd auf einmal, auch Fässer, todte Menschen, die im Schiffe starben, und die man auf ein Brett gebunden ins Meer wirft, sammt dem Brette. Oefters fangen sie die Matrosen so, daß sie ein großes Stück Fleisch, oder ein todtes Thier an einen großen Anker befestigen. Der Fisch verschlingt das sammt dem Anker, wird dann an das Schiff gezogen und getödtet, und sein Thran benützt, auch wohl gar in Zeiten der Noth sein zähes, schlechtschmeckendes Fleisch. Alle wahren Haifische haben einen rundlichen Körper, an dessen Seiten die Kiemen sind.

Sch.....

Die Kröte.

Kröten giebt es überall in der Welt, in Afrika so große, wie ein großer Teller, und doch fürchten sich

dort die Neger so wenig vor ihnen, daß sie dieselben nicht bloß todt machen und essen, sondern auch, wenn sie Kopfweh haben von der heißen Sonne, eine nehmen, und sie an die Stirne halten. Auf der Landenge von Panama in Amerika sind sie so häufig, daß man, wenn es geregnet hat, keinen Tritt des Nachts aus dem Hause thun kann, ohne auf eine zu treten. Sonderlich giftig sind sie bei uns nicht, nur spritzen sie, wenn man sie zornig macht, einen Saft von sich, der die Haut etwas roth macht, auch stinken sie dann wie Knoblauch. Sie kriechen nur in der Dämmerung und bei Nacht herum, und fressen Insekten und Würmer. In einem Hause hatte man einmal viele Jahre lang eine zahme Kröte, an der die Familie ihres Hauses ihr Vergnügen hatte. Sie kam Abends aus ihrem Loche hervor, ließ sich auf einen Tisch setzen, und bekam dann Fliegen und anderes Futter. Die Kröten können sehr alt werden. Man findet manchmal noch lebendige in Bäumen und Sand- oder Kalksteinen, die da schon manches Jahr gesteckt haben mögen, bis der Baum zugewaschen, oder die Öffnung des Steins von außen geschlossen worden.

Sch.....

Die Papageien.

Die Papageien, wovon es in heißen Ländern eine gar große Menge von Arten giebt, sind schöne, bunte und gar komische Thiere, die allerhand sonderbare Geberden machen, auch zum Theile Worte nachsprechen lernen. Im Freien draußen halten sich immer ein Männlein und Weiblein paarweise zusammen, und bei manchen kleineren, wie bei dem sogenannten sympathetischen Vogel, ist die Zärtlichkeit des Pärchens so groß, daß sie gar nicht ohne einander leben können. Bei uns in der Gefangenschaft sitzen diese Vögelein immer neben einander, wenn das eine frißt oder säuft oder schläft, thut es auch das andere, und wenn das eine stirbt, stirbt ihm das andere (meist sehr bald) nach. Die Papageien brüten zwei Eier, aber jährlich zum Theile mehr als einmal, daher sie in man-

chen heißen Ländern so häufig sind, daß sie an den Früchten viel Schaden thun. Man schießt sie dort und genießt zum Theile ihr Fleisch, was aber von den Alten sehr hart schmeckt. So schön buntfarbig auch ihr Federwerk ist, so hat man sie doch nicht mehr so gern, wenn sie ihren Schnabel aufthun zum Schreien, denn sie schreien ganz unverschämt, und für ihre eigene Ehre wäre es besser, sie schwiegen ganz, auch sind sie, wenigstens in der Gefangenschaft, zum Theile recht boshafte Thiere. Petersilie ist den Papageien ein Gift.

Sch.....

Der Specht.

Der Specht führt ein gar mühseliges Leben. Mit seinen Füßen, die Kletterfüße sind, indem zwei Zehen an ihnen vor-, zwei rückwärts gekehrt stehen, klettert er mit dem Kopfe bald nach oben, bald nach unten gekehrt, an den Bäumen auf und nieder, klopft mit dem starken, festen Schnabel an allen an, und hört er am Klange, daß der Baum gesund ist, so fliegt er weiter: merkt er aber, daß er inwendig von Würmern angefressen ist, so fängt er sogleich an, da einzuschlagen, und bohrt nun oft ein so tiefes Loch bis dahin, wo die Würmer, die er so gerne frißt, sitzen, hinein, daß die eine, große Art, in einem Tage wohl einen Metzen Späne herauswirft, und oft so müde bei der sauren Arbeit wird, daß sie dabei sogar mit dem Kopfe nach unten hängend, einschläft. Die Spechte legen ihre wenigen Eier in einen hohlen Baum, den sie sich selbst dazu ausgehöhlt haben. Sie sind zum Theile unter einander selber neidische Vögel, die ihres Gleichen nicht gern in der Nähe leiden. Freilich giebt es auch nicht viel solche große und kleine Holzwürmer in den Bäumen, wie sie die Spechte brauchen. Uebrigens vertritt der Specht für viele anderen Waldvögel die Stelle eines Zimmermanns oder Schreiners, indem er, z. B. den Staaren, auch ohne viel Dank dafür zu begehren, die Bäume zu ihren Nestern aushöhlt. Wir haben bei uns

eine große, schwarze, mit rothem Kopfe (den Schwarzspecht); diese ist wie eine Taube, dann eine grüne und graugrüne und zwei schwarze, weiß und roth gefärbte Buntspechtarten, die so groß wie ein Sperling sind, und die eine etwas größer. Alle Spechte haben eine sonderbare, lange Zunge, womit sie die Würmer tief aus einem Loche herausholen können.

Der Eisvogel.

Der Eisvogel ist ein gar schöner Vogel, dessen Gefieder stark ins Grüne schillert, so daß er oft im Vorüberfliegen wie ein Smaragd glänzt. Er hat einen langen, geraden Schnabel. Er nistet in Erdlöchern, an Bächen, und legt in ein Nest, worin meist viele Fischgräthen sind, gegen acht Eier hinein; brütet aber im Sommer, nicht wie eine alte Sage geht, im Winter. Auf einzelnen, über einen Bach hervorstehenden Aesten oder Wurzeln lauert er kleinen Fischen auf, die er plötzlich, mit einem Schuß, erhascht, und ganz verschlingt. Das thut er auch im Winter, wo es ihm aber freilich, wenn die Bäche zugefrieren, oft so knapp geht, daß er Hungers sterben muß. Im Zimmer kann man ihn lange durch kleine Fische, die man in eine Schüssel mit Wasser setzt, erhalten.

Sch.....

Der Colibri.

Der Colibri ist der kleinste Vogel auf der Welt, und dabei doch der jähzornigste, der immer mit seines Gleichen wüthende Händel hat, und gleich so außer sich ist, wenn er in einer Blume keinen Blumenhonig findet, daß er sie voll Zorn abreißt und hinwirft. Dabei ist er immer in rascher Bewegung, saugt die Blumen im Fluge (schwebend, wie ein Schmetterling), mit seinem langen, röhrenförmigen Schnäbelchen aus, und nährt damit auch seine Jungen, die er in einem beutelförmig

aufgehängten Nestchen den Nachstellungen der Schlangen und Meerkatzen gar geschickt zu entziehen weiß. Es ist meist ein gar schön bunt gefärbtes Vögelchen, was allen Farbenschmelz und Glanz unserer Edelsteine zeigt. Er findet sich nur in Amerika. (Neueren Beobachtungen zufolge fressen die Colibri's auch Insecten.)

Sch.....

Der Kukuk.

Der Kukuk, der als besuchender Gast im Frühlinge und Sommer in alle unsre Gegenden kommt, und deßhalb überall bekannt ist, kann recht als ein Beispiel dienen, wie sich die Vorsehung alles Verlassenen und Verwaisten in der Welt, und wäre es auch nur eine Goldkäferlarve oder ein junger Kukuk, so reichlich annimmt und für dasselbe sorgt. Das Weibchen, das seine Eier in langen Absätzen, etwa alle Wochen nur eines legt, kann diese nicht selber brüten, sondern legt sie in die Nester kleinerer Vögel; aber diese freuen sich nicht nur sehr darüber, sondern brüten das Ei auch sorgfältig aus, und füttern das ausgekrochene Junge groß. Und wenn dann so ein junger Kukuk, der jetzt noch mehr Speise bedarf, als vorher, aus seinem Neste ausgeflogen ist, und vor Hunger auf einem Baume oder Busche schreit, da bringt ihm jeder kleine Vogel, der in der Nähe ist (nicht bloß seine Pflegeältern), Futter getragen; der eine steckt der kleinen Waise eine Fliege, der andere einen Schmetterling, der dritte einen Käfer oder ein Würmchen in den Schnabel, so daß sie diesen fast nicht oft genug aufsperren kann, und gar nicht weiß, zu welchen von den vor Freude um sie schreienden, pflegelustigen Vögelchen, die in Schaaren um sie herfliegen, sie sich zuerst wenden soll. So wird gerade das scheinbar Verlassenste, in der That am reichlichsten versorgt, und der Mensch will das doch so oft nicht glauben.

Sch.....

Der gemeine Fink.

An diesem Thiere hat man die sonderbare Beobachtung gemacht, daß auch die Vögel in ihrem Gesange gewisse Moden halten. Denn alte Leute am Thüringer Walde erinnern sich noch, in ihrer Jugend Waldmelodien und Weisen von den Finken in den Wäldern gehört zu haben, die seitdem verschwunden, und dagegen andere an ihrer Stelle aufgekommen sind. Wenn also einmal von Zeit zu Zeit unter den Finken ein rechtes Genie aufsteht, und eine neue Melodie aufbringt, so pfeifen ihm die andern Finken alle nach, und seine Weise wird eine Zeitlang Mode. Auch wäre es heut zu Tage wohl gut, wenn unter den Finken, statt des ewigen „Wirthsgebühr, trinke Bier, Weingesang“ auf einmal die Weise: „Bleib zu Haus, trink auch Wasser,“ Mode würde. In manchen Thüringer Walddörfern ist eine so große Liebhaberei an Finken, daß die Bauern sonst wohl eine Kuh für einen guten Finken hingaben.

Der Strauß.

Der Strauß ist, wenn er steht, wohl acht Fuß hoch, meist schwarz, und hat nur weiße Schwung- und Schwanzfedern, die als Zierath für reiche Frauenzimmer sehr geachtet sind. Die Füße haben nur zwei Klauen, und sind fast wie Kameelfüße gestaltet. Das Ei ist so groß, daß mehrere Menschen daran sollen zu essen haben, und solche Eier legt das Weibchen jeden Sommer wenigstens zwanzig. Am Tage sitzen die Alten nicht auf dem Neste, dann macht die Sonne heiß genug in den Ländern, wo der Strauß wohnt (Afrika und Arabien), und einmal kroch ein junger Strauß aus einem Eie aus, das ein Europäer in seinen Hut gelegt hatte, um es mit zu Schiffe zu nehmen. Der Strauß frißt Pflanzen und Pflanzenfrüchte, verschluckt aber auch große Steine, Eisen, ja glühende Kohlen. Er läßt sich zähmen, und wäre dann ein herrliches Reitpferd, das zwei Mann auf seinem Rücken tragen und damit schneller laufen könnte,

als das schnellste Pferd; aber das dumme Thier hat die Art, daß es immer im Kreise läuft, und man mag es lenken wie man will, nach einiger Zeit immer wieder an den Ort hinkommt, von wo es ausgelaufen war. Auch die zahmen Strauße sind, besonders gegen Fremde, sehr wild und böse, und schlagen mit den Füßen so heftig aus, daß sie einem den Leib aufreißen können.

Sch.....

Der eigentliche Affe.

Der eigentliche Affe, wohin vor Allen der ungeschwänzte und ganz besonders Menschen ähnliche Orang-Outang gehört, zeichnet sich durch eine menschliche Bildung der Ohren und Hände, und durch nach vorne stehende Nasenlöcher aus. Seine Arten leben alle in den heißesten Gegenden Asiens und seiner südlichen Inseln, und in Afrika. Der Orang-Outang geht sehr oft auf den Füßen, wobei er in den Händen einen Stock trägt, lebt in Gesellschaften, die sich selber Laubhütten zum Schutze gegen die Sonne bauen, Elephanten, die in ihr Gehege kommen, mit Prügeln und Steinwürfen verjagen, auch sehr oft den Menschen, die in ihre Gegend kommen, gefährlich werden, und zuweilen Kinder entführen (Mädchen), die sie bei sich wie ihres Gleichen halten. Aber bei alledem ist ein solcher, auch noch so klug abgerichteter Affe, doch (wenn er gesund ist) ein tückisches, boshaftes Thier, das Alles gern zerstört und zerreißt und unreinlich ist, und man siebt da recht, daß der Affe, außer seinen gelernten Künsten, doch nur die bösen Eigenschaften von Menschen hat, daß aber der Mensch alle seine guten, die er erlangen kann, nur dem Worte, der Sprache, oder wenigstens dem Verstehen ihres eigentlichen Sinnes verdanke. Denn den eigentlichen Sinn der Menschensprache versteht der Affe nie so, wie der taubstumme Mensch sie versteht, obgleich jener nach und nach einzelne Wörter der Drohung und des Antreibens zu seinen Künsten fassen lernt. Werden die Orang-Outangs, wovon der von Borneo, wenn er

ausgewachsen ist, die mittlere Größe eines Mannes erreichen soll, jung gefangen, so lassen sie sich gar leicht zu vielerlei abrichten, z. B. Holz und Wasser in die Küche zu tragen, den Bratspieß zu wenden, sich anzukleiden, wie ein Mensch, mit demselben zierlichen Anstand zu essen und zu trinken, wie viele Menschen, besonders aber zu solchen Künsten, die eigentlich Affen-, nicht Menschenkünste sind, z. B. zum Seiltanzen, denn da übertrifft ein Affe seinen Affen, den Seiltänzer, bei weitem. Diese Geschicklichkeit der Affen macht sich übrigens der Mensch zu Nutze, wenn er welche zum Schiffsjungen- und Matrosendienst abrichtet, denn ein solcher Affe klettert bei Sturm und bei allem Schwanken des Schiffes mit Leichtigkeit auf den höchsten Mastbaum hinauf, und verrichtet da am Segelwerke Alles, was man ihn gelehrt hat. Ein solcher abgerichteter Schiffsaffe, den die Matrosen auf einem europäischen Schiffe bei sich hatten, betrachtete sich ordentlich, und sie ihn auch, als ihres Gleichen, und wenn die Matrosen sich zum Frühstücke oder Mittagsessen hinsetzten, setzte er sich auch zu ihnen hin, und mußte dann seine Portion Branntwein und Schiffszwieback eben so gut erhalten, als die Matrosen, arbeitete aber auch eben so viel, und zum Theile mehr, als einer von ihnen.

Sch.....

Das Geschlecht der Katzen.

Das Geschlecht der Katzen hat in sich gar große Thiere aufzuweisen, z. B. den Löwen, wovon das Männchen manchmal bis neun Fuß lang wird, und sich durch seine schöne Haarmähne auszeichnet. Der Löwe findet sich jetzt meist nur noch in Afrika, war aber sonst auch in Asien noch häufig. Es ist ein so starkes Thier, daß es Ochsen im Maule fortträgt, wie eine Katze eine Ratte, und sie sogar über niedrige Mauern wirft. Der Löwe ist in seiner Art ein großmüthiges Thier, indem er nicht leicht ein anderes Thier mordet, wenn er nicht hungrig ist, und den Menschen meist nur dann anfällt,

wenn er keine Thiere haben kann. Er läßt sich zähmen, doch muß man sich auch dann nicht mit ihm zu vertraut machen, damit nicht sein natürlicher Blutdurst aufwache, obgleich man Fälle hat, wo er mit Menschen, so wie mit kleinen Thierchen, z. B. Hündchen, in einem ordentlichen vertraulichen Umgange gelebt hat. Es ist ein Thier, das sich vor keinem andern Thiere fürchtet, vor dem aber alle größeren Thiere zittern, wenn sie sein furchtbares Gebrüll hören, so daß dann das Vieh selbst in den Ställen ängstlich wird. Es ist eine Fabel, daß er sich vor Hähnen oder Feuer fürchte, das zeigte im vorigen Jahrhunderte das Beispiel jenes Mannes, der seinen zahmen Löwen, den er für Geld sehen ließ, eines Tages, da gar zu viele Leute schon da gewesen waren, denen er seine Künste vormachen mußte, noch immer dazu reizen und zwingen wollte. Der Löwe zog erst die Stirne, bleckte die Zähne, schlug mit dem Schwanze, und da der Mann immer noch nicht nachließ, warf er ihn nieder und stellte sich mit seiner Tatze auf des Mannes Schultern. Dieser winselte um Hülfe, und unverständige Leute, die einen Hahn, andere, die Feuer herbeibrachten, machten den Löwen nur noch zorniger, bis endlich Jäger mit Kugelbüchsen kamen, und das große schöne Thier erschossen. Aber im Sterben zuckte er noch, und riß dem Manne die Schulter weg, so daß er auch sterben mußte. Der Löwe geht meist bei Nacht auf Raub aus. Man fängt ihn vorzüglich in Gruben.

Sch.....

Der Hund.

Der Hund, zu dessen Geschlecht auch der räuberische Wolf und der listige Fuchs gehören, ist freilich eines der besten, nützlichsten Hausthiere, die bei uns zum Bewachen der Häuser und zum Jagen, in manchen kalten Ländern als Zugvieh zum Ziehen der Schlitten, auf den Südseeinseln gar als Schlachtvieh, wie bei uns die Schafe und Schweine dienen. Er läßt sich alle

Speisen gefallen, die der Mensch ihm giebt, und begleitet diesen in alle Gegenden der Welt, ausdauernder als irgend ein Thier. Es giebt eine ungeheure Menge von Abarten davon, die vielleicht größtentheils von dem räuberischen, gefräßigen Wolfe abstammen, dem sie jetzt fast gar nicht mehr ähnlich sind. Dieser (der Wolf) ist jetzt immer mehr von uns weg auf die polnischen und russischen Wälder verwiesen, wo er noch in ganzen Schaaren herumläuft und öfters in großer Menge die Schlitten und Wägen anfällt, die durch seine Wälder fahren, dann die Pferde, und wenn es ihm gelingt, auch die Menschen würgt und frißt. — Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war groß genug für den Geiger, da er so ohne Weiters von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sey, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte Nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolfe mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Thier fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsren musikalischen Hunden, wenn sie Musik hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Cameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe,

daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein andrer, auch wohl noch dritter und vierter Gast zu seinem Bißchen Fleisch in die Grube herein. Unser Capellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über das andre in die Höhe, ob es noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glücke der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Capellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Capellmeister ging aber ganz still seines Weges, und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshause war ihm auch so entleidet, daß er zu seinen Cameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte ers lieber in der Kirche als im Wirthshause, denn von dort sey ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sey auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshause.

Sch.....

Der Bär.

Der Bär ist das ansehnlichste Thier unter den Fußsohlengehern. Eigentliche Bären unterscheiden wir

bei uns in Europa zwei, den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dies wohl eigentlich zwei Arten; denn der kleine, schwarze hält sich mehr nördlich auf, und hält sich mehr an Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt, und bis in das südliche Europa und westliche Asien, frißt Fleisch. Beide haben sie indeß vieles ganz Uebereinstimmende in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen schwarzen, führt seine Liebhaberei zum Honig auch häufig zu den Wohnungen der Menschen, wo man ihn gar oft auf allerhand Weise beim süßen Honige und noch ehe er ihn verkostet hat, fängt. Denn am Bären sieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind mache, wenn derselbe manchmal einen schweren Klotz, an dem er sich gefangen hat, zornig von einem Felsen herunterstürzt und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, sondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinaufschleppt, ihn wieder sammt sich selber herunterwirft, bis er sich zerschmettert, oder so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe; das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reisigbette im Walde, das sie sich selbst zusammen getragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer, aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tatzen, die sich dann häuten, saugend da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin hält auch noch im Winterlager ihr Wochenbett. Man jagt den Bären wegen seines Fleisches und Felles, und er ist in manchen Gegenden von Sibirien so hoch geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, der die Manieren eines Bären am meisten (beim Tanz u. s. w.) an sich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohnt, ordentlich bewirthen, ihn bitten, er solle es doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten,

damit mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf sammt den Früchten essen, die sie ihm in den Rachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstande etwas so Menschenähnliches, daß einmal einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menschen ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne, wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sey, wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß, und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen, die Hand (Tatze) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sey ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle, bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sey, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöst.

Sch.....

Der Elephant.

Der Elephant ist der Riese unter den Landthieren, der fünfzehn Fuß hoch wird, und schon in seinem zwanzigsten Jahre, wo er noch lange nicht ausgewachsen ist, siebzig Centner wiegt. Er hat wohl fast Menschenverstand. Denn, wenn in manchen asiatischen Städten am Morgen der Cornak (Elephantenführer) dem Thiere sein Tagewerk angewiesen hat, und es nun z. B. Waarenballen an einen Ort hintragen und aufeinander schlichten soll, thut es dieses mit solcher Ueberlegung, daß es mit dem Rüssel den Ballenhaufen prüft, ob er auch so gut auf einander liege, und die schlecht gelegten Ballen wieder aufhebt und besser zurechte legt, wie ein Mensch. Oder wenn es z. B. einen Balken zieht, und stößt an

Etwas an, z. B. an einen großen Stein, wo ein Ochs mit dummer Ruhe stehen bliebe, sieht es sich um, woran das liege, kehret im Nothfall um und umgeht den Stein, oder legt seinen Fuß als eine Art von schiefer Ebene hin, woran es nun die Last hinaufschiebt. Dabei ist das Thier mild und dankbar gegen Alle, die es nicht beleidigen oder ihm gar Gutes thun; merkt es sich trefflich, wenn man ihm was versprochen hat, und ist dann desto fleißiger, wird aber auch (denn ein Elephant glaubt noch an Treue und Redlichkeit unter den Leuten) ganz wüthend, wenn man ihm das Versprochene nicht hält. Wein und Reis-Branntwein sauft er gar gerne. So ungeschickt er aussieht, kann er doch mit einem fingerförmigen Haken an seinem Rüssel die festesten Stöpfel aus den Bouteillen ziehen, und überhaupt mit diesem Finger die künstlichsten Sachen verrichten. Sonst hat man ihn im Kriege gebraucht und ganze hölzerne Thürme voll Kriegsleute auf ihn gepackt. Er wird wohl viel über hundert Jahre alt. Seine Stoßzähne geben das Elfenbein. Er lebt in Asien, und nur eine Art, die etwas kleiner ist, sich nicht zähmen läßt, aber schöne Stoßzähne hat, in Afrika. Im gezähmten Zustande vermehrt er sich nicht, es müssen daher immer wieder wilde gefangen werden, die dann meist von zahmen Elephanten selber gezähmt und abgerichtet werden.

Sch.....

Das Kameel.

Das Kameel ist durch seinen ganzen Bau und seine Eigenschaften recht dazu eingerichtet, den Menschen und seine Lasten durch die Sandwüsten der Länder zu tragen, die seine Heimath sind, und heißt daher mit Recht das Schiff der Wüste. Seine Füße sind so gebaut, daß es nicht so tief in den Sand treten kann; an seinem Halse ist ein drüsiger Beutel, der Feuchtigkeiten zum Benetzen des Schlundes enthält, und der zweite Magen ist auch so eingerichtet, daß sich gewöhnlich

viel Wasser darin befindet, und so kann es mehrere Tage in der dürren Wüste gehen, und nur bei Gelegenheit einige harte Dorn- und Distelgewächse fressen, ohne dabei verdursten zu müssen, was sonst in jenen so wasserarmen Wüsten jedes andere Thier würde. Ueberhaupt ist das Kameel recht zur Mühseligkeit eines Lastträgers der Wüsten geboren und erzogen. Denn die zwei Buckel des eigentlichen Kameeles, die aus einer fettigen Masse bestehen, sind schon die natürlichen Sättel oder Lasthalter; dabei gewöhnt man schon die jungen Kameele, so lange sie noch an der Mutter saugen, ans Lasttragen, daß das arme Thier nicht einmal eine freie Kindheit genießt, wie unsere Pferde, und auch nicht einmal bei Nacht nimmt man auf der Reise dem Kameele seine Last ab, weil das Aufpacken viel Zeit raubt. Dennoch ist es immer sanft und geduldig, und freut sich nur, wenn der Kameeltreiber ihm Etwas vorsingt, oder Musik macht. Man kann übrigens auch vom Kameele das Fleisch essen, die Milch der Weibchen (die gewöhnlich nicht zum Lasttragen gebraucht werden) genießen, und die feinen Haare benutzen. Die Art, die nur einen Höcker hat, heißt Dromedar. In Amerika giebt es auch zwei Thiere vom Kameelgeschlechte, das eine ist das Lama, das auch dort zum Lasttragen dient, aber viel kleiner als das Kameel ist; das andere ist die Vicunna, die ihres außerordentlich feinen Wollenhaares wegen gejagt wird.

Sch.....

Von den Schlangen.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange außer Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstoßen können. Diese Zähne sind hohl und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung; hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und, wenn das Thier

beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie in das Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift außer demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, so lange sie leben, in den Mund schauen, und wer wird es thun? Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und helfen also uns von der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen, als tödten, wäre es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauche auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges, und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsre Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Füße nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach und doch fehlt ihnen Nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandtheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben? Mit welcher leichten Biegsamkeit wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen? Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und über einander gelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich über einander schieben, und doch den zarten Körper bedecken und allemal wieder in die vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika

wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefaßten Flecken und citrongelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staate als Halsschmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

Aber wenn wir nur erst die gefährlichen unter ihnen kenneten! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeinen Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig, wenn er aber mehr rund ist, so ist sie es nicht. Ferner, wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch giebt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige giftigen Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beispiele die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von einem bis zwei Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Häutungen, oben grau und olivenbraun oder schwärzlich, unten hellgrau, auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Puncte im Zickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun sind. Die Kupferschlange, auch Kreuzotter, hat einen platten, eirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von sechs, acht bis zwölf Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rostfarbig, bald stärker, bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzirkel. Unter den Rücken hinab läuft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Puncte. Der Unterleib ist

aschgrau mit weißen Querbinden, auf welchem wieder schwärzliche Puncte stehen, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deßwegen auch die schwarze Otter genannt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhafte, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrnen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen. Indessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es seyn kann, erweitern, mit Salzwasser auswaschen.

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Thieren, besonders aus fremden Ländern, erzählen. Z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika giebt mit mehreren beweglichen Gelenken am Schweife einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbeigelockt, und liefern sich selbst zur Beute, und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so keck, daß sie sich irgendwo im Gebüsche verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es giebt auch ungeheuer große Schlangen in Afrika, Ostindien rc. die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von vierzig Fuß, auch darüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthiere, dem

Tieger, gefährlich. Sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwei. Sie schlingt Thiere ganz hinab, die dicker, als sie selbst sind, weil der Körper nachgiebt, und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, wird aber alsdann träge und unbehülflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getödtet, ihr den Bauch aufgeschnitten und sein Kind lebendig und unversehrt herausgezogen haben.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehen sie dieselbe mit einem Stricke an den Ast eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Messer hinauf, geht auf den Ast hervor, läßt sich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopfe, streift sie ab, und gleitet alsdann sachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen werden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerspeiende Unthiere denkt, oder an sogenannte Baselisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur soviel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidechsen giebt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Halse, oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

H....

Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sey es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht es nicht aus.

Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß? Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt seyn könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend Nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß? Das mag Alles gut seyn, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen? Noch kein Mensch ist in unsren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomms, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen Etwas zu Leide. Im Gegentheile leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch

anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthaue? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte, und allemal kam, wann er sie lockte und Etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie um das Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst Nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seyen. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein ander Mal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein ander Mal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich Jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln,

auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch vielmehr im trocknen warmen Nach-Sommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählich viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die Tarantata genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug. Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel? H....

Die Eidechsen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das

ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Falle lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemanden beleidigen, Niemandem schaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insecten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal Etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Puncte übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum saußt
ihm Entsetzen zu.“

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahre, wenn man wieder in das Feld und Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauße, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalte fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahre das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen im Laub aufgehen, ruft die tieferdringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlafe und Winterquartiere, und wenn es erwacht, ist schon für Alles ge-

sorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsche heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Grase weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storche, der ihr selber aufs Leben geht.

Es giebt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grunde der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinlichkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, weiß nicht, ob es noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langweile.

An der großen schwarz- und gelb-gefleckten warzigen und schmutzig-feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch modrigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts Anderes, als eine zwanzig bis fünfzig Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respect haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige

Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauche ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen fünfzig scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilflusse in Aegypten, und geht an das Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Aegypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprunge ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt hundert häutige Eier, so groß wie Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sommerwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratze gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomms!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen, und feuerspeiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopfe bis zum Nagel des Zehens über die Haut läuft, wenn man es hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von ein bis anderhalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eidechsen von Insecten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blicke vergiften

oder durchbohren möchte, und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rheine will viele gesehen haben. H....

Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jan. des Jahres 1807. Sie liegt am Rheine in dem Königreiche Holland, und hatte vor diesem Tage eilftausend Häuser, welche von vierzigtausend Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreiche. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Das walt Gott" der Andere ließ es seyn, und Niemand dachte daran, wie es am Abende aussehen werde, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sichs schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Als aber Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurme auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshause beim Kartenspiele und Weinkruge, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thür, — da geschah plötzlich ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblicke, (ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblicke waren ganze lange Gassen voll Häuser mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert, und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet.

Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglücke brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abende leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein nahmhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden könnte. Auch die Todten, die aus dem Schutte hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnisse konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in das Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

H....

Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beide auf und ritten eine Strecke.

Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: Was ist das für ein Unverstand: Zwei Kerle auf einem schwachen Thiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinabjagen? Da stiegen beide ab und gingen selb dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: Ihr seyd drei kuriose Gesellen. Ists nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann es kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

H....

Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglücke, und Unglück im Glücke noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksale zweier Matrosen in dem letzten Seekriege zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zuging, die Kugeln saußten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, brach da und dort auf einem Schiffe die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tode ins Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fing Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Will-

komm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten, oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Indessen saußten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paff! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wieder erhaltene Freiheit und für das zum zweiten Male gerettete Leben, mußten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen bei dem Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen und mußten ihnen, so bald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach Allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

H....

Suwarow.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarow, den die Türken und Polaken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes

und strenges Commando. Aber was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünctlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienste Etwas versehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem Generale und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorne übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, muß man gehorchen.“

H....

Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnete einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige gegeben. Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater am Leben haben, und noch unter seiner Zucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Manne in das Haus führen, ob es auch so sey, wie er sagte. Ja, es war so. Der Bube war zwei und sechzig Jahr alt, der Vater sechs und neunzig, und der Großvater hundert und dreißig. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man so zweihundert acht und achtzig unter drei Hüten beieinander sehe.

H....

Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolfe.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu, (mußt lesen Soliö). Diese Landschaft bekam im März des Jahres 1807 einen schlimmen Besuch von einem reißenden Thiere, wie man noch keines daselbst gesehen hatte; hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolfe, wird auch einer gewesen seyn. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner im Lande herum, griff Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tage auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conscribirten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben, und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsche über Nacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er Etwas rauschen im Gebüsche, glaubte es sey die Katze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Katze sey da. Aber in dem nämlichen Augenblicke springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wüthend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier setzt immer tiefer seine Zähne ein, und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm, bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das

Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von zwei und zwanzig Jahren sich ermannte, und mit einem Lichte und mit einem Messer herbei eilte. Der Vater drückt so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hinein stechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und einigemal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Beest fing an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein zerreissen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Brust des braven Machin loszumachen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Unthier vollends todtgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein lebenlang dran denken.

H....

Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitage in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Mann von seinen Unterthanen mit schmutzigem Barte, zerfetztem Rocke und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja ich glaube, was der Prophet sagt.“ Der arme Mann fuhr fort: „Der Prophet sagt im Koran: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mahomedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sey so gut, und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art ein Allmosen zu betteln, und giebt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geld-

stück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf, und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schabigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zusammen wachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und sagte: „Herr Bruder, sey zufrieden, und sage Niemandem, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen, und verlangen ihr Erbtheil von mir, so wird es nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Brüder, ging zum Bäckermeister Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brot für seine Kinder, der Kaiser aber begab sich in die Kirche, und verrichtete sein Gebet.

H....

Ein gutes Recept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist, und eine arme Frau curirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind hol mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten: aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte Nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seyd so barmherzig!“

Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauche ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt; und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, worin es recht leer und betrübt aussah, meint sie, es ist der Doctor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Recept verschreiben“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und habe ihr Etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seyd einem guten Arzte in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte Nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von

dem Zahlamte ausbezahlt, und der Doctor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzney und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau curirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

H....

Joseph II. und der Bauer.

Der gute deutsche Kaiser, Joseph der Zweite, wurde von den meisten seiner Unterthanen wie ein Vater geliebt, und er verdiente es. Er machte nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in fremden Ländern viele Reisen, und ging gewöhnlich so einfach gekleidet, daß man ihn oft gar nicht für den römischen Kaiser ansah, sondern ihn nicht selten mit den Officiren verwechselte, die ihn begleiteten.

Er pflegte auf seinen Reisen, wenn er nahe an eine Stadt oder ein Dorf kam, aus der Kutsche zu steigen, und ganz allein vorauszugehen, um als Unbekannter desto besser den Zustand seiner Unterthanen ausforschen zu können.

In einem Dorfe, durch welches der Kaiser einmal reisen mußte, wurden viele Anstalten zu seinem Empfange gemacht.

Ein ehrlicher Bauer dieses Ortes liebte den Kaiser unbeschreiblich, und sann hin und her, wie er ihm wohl einen Gefallen erweisen könnte. Was that er? — An dem Tage, an welchem Joseph erwartet wurde, nahm er ein sehr schönes Pferd, auf welchem noch Niemand geritten war, aus seinem Stalle, und ging damit eine gute Strecke vor das Dorf. Er stellte sich nahe an die Straße, auf welcher der Kaiser kommen mußte, mit dem Vorsatze, ihm, wenn er angefahren käme, das junge Pferd als Geschenk anzubieten. Joseph stieg auch hier, nach seiner Gewohnheit, aus der Kutsche, und ging zu Fuß ganz allein dem Dorfe zu. Er kam zu dem Bauer

mit dem Pferde, und grüßte ihn freundlich. He! lieber Mann, redete ihn Joseph an, auf wen wartet Er?

Bauer. Auf einen guten Herrn.

Kaiser. Was will Er denn mit dem Pferde da machen? Weiß Er was, ich bin müde, und Er könnte mir wohl den Gefallen erweisen, und mich aufsitzen und ins Dorf reiten lassen.

Bauer. Herr, daraus wird Nichts. Das soll unser guter Kaiser bekommen; der soll zuerst darauf sitzen!

Kaiser. Wenn ich Ihm aber ein gutes Trinkgeld gebe? Bis der Kaiser kommt, kann Er mit dem Pferde wieder hier seyn.

Bauer. Daraus wird Nichts.

Kaiser. Er bekommt ein Paar Goldstücke, wenn Er meine Bitte erfüllt.

Bauer. Herr! und wenn Er mir die ganze Welt anbietet, das Pferd bekommt er nicht. Der Kaiser muß zuerst darauf reiten.

Kaiser. Nun, so geb' Er nur das Pferd her. Ich selbst bin der Kaiser.

Bauer. Er der Kaiser. — So was mach' Er unser einem nicht weiß!

Joseph mochte sagen, was er wollte, der Bauer glaubte ihm kein Wort, bis die Kutschen angekommen waren, und der Bauer nun von dem Gefolge des Kaisers eines Bessern belehrt wurde. Bestürzt nahm er sein Mützchen vom Kopfe und bat Joseph um Vergebung.

Dieser nahm freundlich das junge Pferd an, beruhigte den wackern Bauer wegen des Vorgefallenen, und machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Samml. sch. H.

Der kluge Richter.

Daß nicht Alles so uneben sey, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geld-

summe, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wirds wohl seyn! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte indessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Thaler in dem Tuche eingenähet. Ihr werdet also wohl eine Nath aufgetrennt und eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß achthundert Thaler seyen eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen Nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Wenn der eine von euch achthundert Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche seyn,

auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

H...

Wunderbare Rettung zweier Mädchen.

Zwei Mägdlein von elf bis zwölf Jahren wollten in einem benachbarten Dorfe des Schwarzwaldes an einem Spätwintertage ihre Verwandtin und Pathe besuchen. Den Spinnrocken in der Hand gehen sie aus ihrem Dörflein nach dem Walde und Gebirge hinaus und achten die Schneeflocken nicht sonderlich, die freilich immer dichter und dichter auf sie herabfallen, denn sie sind ja bald halben Weges, und jenseit des Bergkammes und Tannenwaldes, auf den sie jetzt losgehen, kann man schon das Dorf, wo die Pathe wohnt, sehen. Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, wird das Schneegestöber so furchtbar, daß die armen Mägdlein gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor noch rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Halle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüsch hinweg gewölbt hat; vorher aber stecken sie ihre beiden Kunkeln (Spinnrocken) in einander, so daß eine kleine Stange daraus wird, befestigen oben ein rothes Tüchlein daran, und stellen dann dieses Nothzeichen auf dem Dache ihres Schneehäusleins auf. Da nun die Nacht kommt und das Schneegestöber immer ärger wird, so daß bald der ganze Eingang zur Halle zugeschneit ist, und man durch den Schnee hindurch das Geschrei des Uhus und das Brausen des Sturmes in den Tannen kaum noch hören kann, mag es wohl den armen Kindern bang genug geworden seyn. Sind sie ja doch ohnehin da im Schnee bei lebendigem

Leibe begraben, ohne Sarg und ohne daß der Todtengräber eine Schaufel angesetzt. Aber Gott schützt die Kleinen vor wilden Thieren und dem tödtlichen Froste, und, eng aneinander gedrängt, schlafen sie zuletzt ein.

Ihre Eltern schlafen zu Hause auch ruhig, denn die glauben, die Kinder sind bei der Pathe wohl aufgehoben. Da sie aber am andern Morgen einen Boten ausschicken, der die Mädchen holen soll, und der findet sie nicht, geht sogleich Alles, was laufen kann, mit Schaufeln und Schippen in den Wald, um die Kinder zu suchen. Da sieht man denn das Nothzeichen der Kleinen mit dem bekannten rothen Tüchlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorscheinen, und die Leute denken sich gleich, daß da auch die Mädchen selber nicht weit davon seyn können, und rufen und schreien. Die aber drinnen in ihrer dunkeln kalten Kammer hören das Rufen, und antworten darauf, versuchen auch zugleich, sich mit den Händen herauszuarbeiten. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut von innen gehört hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen, der um die Mädchen her lag, hinweggearbeitet hätten. Denn der ganze Hohlweg wurde in der Nacht zugeschneit und zugeweht, und es war nur gut, daß die kleinen Tannenbäumlein das schwere Dach von Schnee noch so getragen hatten, sonst wären die Kinder erstickt.

Sch.....

Die verpfändete Ehre.

Ein fast hundertjähriger Greis, von Profession ein Schneider, hatte zwölf Söhne, die alle Soldaten waren, und Nichts als ihre Löhnung zu verzehren hatten. Einst bekamen sie Urlaub vom Regimente, und bedienten sich desselben, ihren alten Vater zu besuchen. Als sie kamen, hatte er kein Brot. „Kein Brot, schrie einer, und hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben? Dem guten Vater muß Hülfe geschafft werden!“ Aber wie? — „Ist denn kein Leihhaus hier?“ sagte der

jüngste, der viel Vertrauen zu Gott und guten Menschen besaß. — „Ein Leihhaus? Was wird das helfen, wir haben ja Nichts zu verpfänden!“ „Wir hätten gar Nichts zu verpfänden? — Ihr sollt sehen, meine Brüder. Unser Vater ist ein Schneider gewesen, hat das Handwerk lange genug getrieben; er stirbt Hungers; dies beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir dienen alle seit verschiedenen Jahren; Niemand kann unserer Ehre den geringsten Schandfleck anhängen.

Laßt uns diese Ehre versetzen; man wird uns doch wohl fünfzig Pfund Sterlinge auf ein solches Pfand leihen?“ — Dieser Gedanke fand allgemeinen Beifall, und die zwölf Brüder schrieben und unterzeichneten folgendes Billet:

> „Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Direction des Leihhauses um die Summe von fünfzig Pfund, um ihren unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden wir unsere Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.“

Dieses Billet übergaben sie der Direction. Man zahlte ihnen die verlangten fünfzig Pfund aus, zerriß das Billet und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er noch lebe. Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Reiche und Arme, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leeren Händen. Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er nun im Stande war, seinen rechtschaffenen Söhnen ein kleines Capital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

Samml. sch. H.

Der Tod Eberhard Stilling's.

Eines Morgens stand Eberhard Stilling ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute ver-

wunderten sich, fragten ihn, was er suche. Nichts, sagte er. Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgends still seyn, als wenn Etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne. Seine Frau Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Henrichen, seinem Enkel, nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dache zu bleiben; selbst Henrich bat ihn Jemand für Lohn zu miethen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte. Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stilling's auf diese, gewiß treugemeinten Ermahnungen der Seinigen, bestand darin: Er wollte ja auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du mußt nun für diese Zeit in die Höhe, es mag kosten, was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit ging er zur Thür hinaus, und Henrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in die Arme und Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen, und warf Henrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen

ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann. Es gerieth, sie kam hinauf, Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte: Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da saßen die beiden ehrlichen alten Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaumes, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte eine Hacke, um Rasen damit abzuschälen. Er ging hierauf oben an das Ende des Hofes an den Wald; Henrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaume sitzen: endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Henrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: Sieh, welch eine Schlafkappe! Henrich fuhr zusammen, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Henrich schnitzlte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen wars schwarz, wie die Nacht — Lang hingestreckt lag da der theure liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefaltet; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Froste. Henrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrey, rang die Hände über dem Kopfe, und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmenden Brust ein wenig Luft. Mariechen und Henrich waren zuerst bei dem lieben

Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefaltet, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgends, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht, und jammerte beständig: Ach! mein Vater! mein Vater! Henrich saß zu seinen Füßen im Staube, schluchzte und weinte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen; sie vergossen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht, sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, überspreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopfe, und Henrich hatte beide Füße in seinen Armen: sie legten ihn aufs Bett, und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Henrich beordert nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader, und erklärte sich, daß zwar Nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß seyn würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden: sie setzten sich alle rings um das Bett, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die obere Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten

näher um das Bett zusammen. Margrethe sah es auch: sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Henrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn bisweilen mit nassen Augen an, und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesichte auf das Bett, schluchzten und weinten. Henrich stand da, ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz still; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich Nichts, als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Katharinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht. Nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen: sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bette auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich, er stieß einen Schrei aus, nun war er verschieden. Margrethe hörte auf zu beten, faßte die rechte Hand des entseelten Mannes an, schüttelte sie und sagte: „Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder.“ So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie;

alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen, und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte Herr Pastor Stollbein helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! Und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

H. St. J.

Vulcane.

Eine besonders merkwürdige Art von Bergen sind die Feuerspeier oder Vulcane. Man versteht darunter Berge, aus welchen von Zeit zu Zeit Ausbrüche von Feuer, Rauch, Asche, Steinen, geschmolzenen Mineralien, auch wohl Schlamm und Wasser erfolgen. Den Namen Vulcane haben sie von Vulcan, dem Gott des Feuers nach der Mythologie der Römer, der seine Werkstätte in einem dieser Feuerspeier, dem Aetna, gehabt haben soll. Diese Berge finden sich über die ganze Erde zerstreut, doch fehlen sie in manchen Gegenden gänzlich, in andern dagegen sind sie in starker Anzahl vorhanden.

Ihre Gestalt ist meist kegelförmig, aber spitziger als bei andern Bergen, oder einem Zuckerhute ähnlich, und diese Gestalt ist eine natürliche Folge ihrer Ausbrüche, wodurch ein Theil der Erdrinde empor gehoben wird, die Erd- und Steinmassen derselben aber rings um den Mittelpunct der Erhebung herum, vermöge ihrer Schwere, wieder hinabrollen, so daß der Mittelpunct, wo die erhebende Kraft am stärksten wirkt, auch der

erhabenste bleibt. Im Kleinen kann man etwas Aehnliches alle Tage an den Maulwurfshügeln sehen, welche ebenfalls durch eine von innen wirkende Kraft, welche die Erde aus der Tiefe herauswirft, entstehen. Eigenthümlich, und ebenfalls aus den Ausbrüchen derselben erklärbar, ist diesen Bergen eine obere auf ihrem Gipfel befindliche Oeffnung, von ihrer kelch= (oder trichter=) förmigen Oeffnung mit einem griechischen Worte Krater, sonst auch Kessel oder Trichter genannt. Sie ist oben am weitesten, und verengt sich nach unten hin immer mehr, durch ihre Ritzen dringt fast beständig Rauch und Dampf, auch ist sie bei einigen Vulcanen gewöhnlich durch eine Lava=Decke verschlossen, und wird nur durch einen Ausbruch geöffnet. Solche Ausbrüche verändern oft auch die Gestalt der Krater ganz, der obere ausgebrannte Rand stürzt in die Tiefe, und wird von neuen Massen ersetzt, ja zuweilen steigt aus dem Krater sogar ein neuer Vulcan, ebenfalls mit einem Trichter versehen, empor. Oft bricht auch ein Auswurf an der Seite des Bergs hervor und es entstehen so am Abhange des Hauptberges neue Nebenkegel, wie beim Aetna. Bei vielen Vulcanen kann man, wenn sie in Ruhe sind, in das Innere des Kraters herabsteigen, wo sich ein schauderhafter Blick in die flammende und rauchende Tiefe öffnet. Uebrigens haben nicht alle Vulcane die eben beschriebene Gestalt, einige sind auf eine Seite verlängert, entweder mit gerade laufenden oder durch Felskruppen unterbrochenem Rücken, wie der Pichincha und Antisana; solche Vulcane aber sind gewöhnlich dem Erlöschen schon nahe; andre, die dom= und glockenförmigen sind schon erloschen, und vielleicht in uralten Zeiten nur kurz in Thätigkeit gewesen. Zuweilen hat auch eine größere Fläche mehrere solche Kegel neben einander. Reicht die Höhe eines Vulcans über die Schneegrenze, so ist sein Anblick noch furchtbarer, indem sich die Oede des ewigen Schnees mit der Gluth des unterirdischen Feuers und dessen Erzeugnissen vereint. Die Gegend um einen Vulcan ist meist mit Lava, Asche, schlammartigen Substanzen und Steinmassen bedeckt, oft voll erstickender, schweflichter Ausdünstungen.

Die Erscheinungen bei einem Ausbruche sind freilich mannigfach, doch einige sind so allgemein, daß sich die Beschreibung eines vulcanischen Ausbruches im Allgemeinen wohl geben läßt.

Schon die Vorzeichen eines solchen Ausbruches sind furchtbar. Im Innern des Berges ertönt oft mehrere Tage lang ein dumpfes Geräusch, rings um, bisweilen auf mehrere Meilen weit, bebt die Erde, Schlünde und Spalten öffnen sich an und auf dem Berge, und aus ihnen dringt in dichten Säulen Rauch und Dampf, bisweilen mit kleinen Steinen und Flammen vermischt, empor. Wo der Vulcan dem Meere nahe ist, zieht sich auch dessen Wasser, oft bis auf eine Strecke von etlichen Meilen zurück. Eine oft mehrere tausend Fuß hohe, senkrecht über dem Krater emporsteigende Flammensäule eröffnet dann das schreckliche Schauspiel selbst, das Krachen und Toben vermehrt sich, und plötzlich bricht aus dem Krater oder an den Seitenwänden des Berges ein Strom glühender Lava hervor; ihre Hitze ist ungeheuer, man schätzt sie gerade am Orte des Ausbruchs auf tausend vierhundert Grad Reaumür, sie übertrifft hier also die Hitze des schmelzenden Silbers um vier und achtzig Grad. Anfangs rasch, dann aber, weil sie bald erkaltet, immer langsamer fließt diese Lava an dem Abhange des Berges herab, ungefähr einen bis ein und einen halben Fuß in einer Secunde, zuletzt zwei italienische Meilen in einem Tage fünf bis sechs Fuß breit, in beträchtlicher Tiefe, des Nachts wie ein Strom glühenden Eisens anzusehen. Ihre Oberfläche erkaltet schnell zu einer harten Rinde, unter welcher der Feuerstrom aber oft noch lange fortfließt, und, wenn er seiner Masse wegen stockt und über die Rinde hervorbricht, die Stücke von dieser mit sich fortnimmt, die dann wie Eismassen bei dem Eisgange eines Flusses mit hellem Klange, wie der von Porzellanscherben, an einander stoßen. In der Tiefe erkaltet die Lava sehr langsam, oft zeigt sich hier noch nach Monaten, ja nach Jahren beträchtliche Wärme. Während ihres Fortströmens erscheinen auf der Oberfläche häufig einzelne Flammen. Kommt sie in das Wasser, so erkaltet sie gleich, neue

Ströme stürzen über sie her, es entstehen klippige Gestade. Rauch, Aschen- und Stein-Auswürfe begleiten diese Ausbrüche, auf welche oft wieder eine mehrtägige Stille folgt, bis neue Ausbrüche kommen, aber mit ungleicher Geschwindigkeit, unter häufigem Donner im Innern, Krachen und Prasseln von außen. Bald nachdem die Feuersäule sich gebildet hat, nimmt auch die Atmosphäre thätigen Antheil an dem furchtbaren Schauspiele, es bilden sich ungeheure Wolken, aus denen unter fast unaufhörlichem Donnern, zahllose Blitze zucken, Feuerkugeln durchkreuzen die Luft, wie durch eine unsichtbare Kraft angezogen stürzen sich von allen Seiten her die Wolken, oft aus einer Entfernung von mehreren Meilen, in den Wirkungskreis des Vulcans und entladen sich in ungeheure Regengüsse, die Asche, durch sie befeuchtet, kommt ganz naß herab, beklebt die Baumblätter, zerreißt durch ihr Gewicht die Aeste und erdrückt die Kornfelder, vergütet aber ihren Schaden im nächsten Jahre wieder durch eine desto reichlichere Ernte. Furchtbare Stürme sausen dazwischen, und erschüttern Alles, nur die Feuersäule des Vulkans nicht, erst wenn diese niedriger zu werden beginnt, gelingt es ihrer Kraft sie zu zerstören, und an die Seiten des Berges herabzudrücken, wobei sie oft die Asche derselben viele Meilen weit fortführen. Jetzt beginnt aber erst nach wiederholten Ausbrüchen, nach mehreren Tagen, die Wuth des Vulcans sich zu legen, die Lava-Ausströmungen hören auf, ein verstärkter Aschenregen erfolgt, und leichte, weiße Dampfwolken steigen von Zeit zu Zeit in die Höhe. Nun wird der Vulcan nach und nach wieder ruhig, aber auch seine Ruhe wird den Umgegenden verderblich. Oft erst Monate nachher steigen bisweilen in unzähliger Menge Ausströmungen von giftigen Dünsten am ganzen Umfange des Berges herauf, in Kellern, auf Feldern, in Gärten, zwischen den Reben, aus der Mitte der ausgeschleuderten Steine, aus der besten Dammerde und den dichtesten Wäldern, oft sehr weit vom Mittelpuncte der Verwüstung, aber nur vier bis fünf Fuß über den Boden sich erhebend. Mancher Besitzer von Weingärten, der sich von den giftigen Dün-

sten, vielleicht nach Ablauf eines Monats, völlig verschont glaubte, findet plötzlich einen See tödtender Luft über die Hälfte des Gartens verbreitet, und seine Quelle wochenlang strömen. Mancher Bauer treibt sein Pferd oder seinen Esel ruhig vom Markte aus der Stadt auf dem stets sichern Wege nach seinem Dorfe zurück, plötzlich fällt das Thier um, und erstickt und er muß sich durch die Flucht retten. Die Vögel liegen todt um solche Orte her und die Pflanzen verdorren.

Pf...

Der Vesuv.

Der Vesuv liegt im Königreiche Neapel, ungefähr zwei Meilen von der gleichnamigen Hauptstadt, und erhebt sich in einer weiten Ebene mit seinen, ebenfalls vulcanischen Nebenbergen ganz getrennt vom Apenninen-Gebirge. Wälder, Weinhügel, Gärten und Getreidefelder umgeben seinen Fuß, und reichlich belohnt hier die Natur die Mühe des Landmannes durch fünfzigfältigen Ertrag. Früher war er dreitausend sechshundert und neunzig Fuß hoch, seit aber der Ausbruch von 1794 seinen Gipfel zerstörte, ist er um hundert acht und achtzig Fuß niedrer geworden. Er besteht eigentlich aus drei Bergen, dem Vesuv, Somma und Ottajano, deren beide letzteren nördlich gelegenen, durch das halbkreisförmige Thal Atrio del Cavallo vom erstern, dem Hauptberge, abgesondert sind. Der Krater dieses Vulcans hat durch die Ausbrüche schon mancherlei Veränderungen erlitten, durch den von 1794 wurde sein Süd-Rand um fünfhundert sechs und vierzig Fuß tiefer als der nördliche. Den 7. August 1816 entstanden an seiner Stelle sogar fünf neue Krater. Er ist schon oftmals erstiegen worden. De Luc war 1757 so kühn, sich dem Krater zur Zeit eines, freilich nur schwachen, Ausbruches zu nähern. Da ein heftiger Wind den Dampf von ihm wegtrieb, konnte er in den arbeitenden Schlund hinab sehen. Ein furchtbar schönes Schauspiel! Heftige Stöße mit gräßlichem Krachen erschütterten den

Boden, Lava spritzte in die Höhe, glühende Steine fielen ringsum nieder, und erstickende Schwefeldämpfe wirbelten empor. Im Sommer 1800 stiegen auch acht Franzosen in das Innere des Kraters hinab, der damals aber nur Rauchwolken herauf trieb. Noch genauer untersuchte ihn della Torre. Er that dies den 23. Mai 1792. Als er so weit als möglich in den Schlund gekommen war, erblickte er eine Menge Spalten, durch welche ein heißer Dampf hervorquoll. Der Boden, worauf er stand, war mit einer ungleichen, porösen Rinde einen Zoll dick überzogen. Von außen war sie gelblich, inwendig hatte sie aber eine weiße, verkalkte Materie, welche vielen Schwefel zu enthalten schien, und alsdann kam die natürliche Masse des Berges, die wie ein glasartiger Stein aussah. Die Steine lagen ordentlich schichtweise über einander bis auf die Tiefe von hundert Fuß, so weit della Torre kam, hatte der Schlund fünftausend vierhundert Fuß im Umfange. Er sah viel unzugängliche Oeffnungen, an denen man den innern Bau und die Schichten des Berges erkennen konnte. Die Hauptöffnung war der eigentliche Abgrund, woraus ein dicker Schwefeldampf hervordrang.

Pf...

Der Aetna.

Der Aetna liegt auf Sicilien an der Ostküste dieser noch mehrere ausgebrannten Vulcane enthaltenden Insel, und bildet eigentlich ein ungeheures Kegelgebirge, von vielen Schluchten durchschnitten und mit vielen rings um die Hauptstadt gelagerten größern und kleinern Kuppen. Sein äußerster Umfang beträgt gegen zwanzig Meilen. Von unten nach oben wird seine Oberfläche in drei sogenannte Regionen eingetheilt. Die unterste, die fruchtbare und angebaute Region, ist mit den ergiebigsten Fruchtfeldern, Weingärten, Wiesen und Gärten bedeckt, und nur hie und da von Lavaströmen durchbrochen. Außer Catanea enthält sie noch über dreißig kleinere Oerter, von mehr als zweimal hundert

tausend Menschen bewohnt. Auf sie folgt, von einer Reihe Bergkuppen begrenzt, die waldige Region, mit großen Wäldern von Eichen- und Kastanienbäumen bedeckt, die hier wie ein grüner Gürtel den Berg umgeben, und neben denen ein vielfarbiger Teppich der gewürzhaftesten Pflanzen den Boden überzieht. Hier stand ehemals der Kastanienbaum der hundert Pferde, so genannt, weil einer Sage nach in der Höhlung seines Stammes, die hundert zwei und sechzig Pariser Fuß im Umfange gehabt haben soll, hundert Pferde Platz hatten. Jetzt sind nur noch fünf Stücke des Stammes da; der innere Raum ist mit Gras bewachsen; außer ihm giebt es aber noch jetzt manche andern Kastanienbäume von ungeheurer Dicke.

Die obere oder Schneeregion erstreckt sich von der vorigen bis an den Gipfel; sie ist nackt, öde und größtentheils, selbst im heißesten Sommer, mit Schnee bedeckt, der den Anwohnern bei der großen Sommerhitze ein erquickendes Labsal gewährt: dazwischen blickt schwarze Lava heraus, und an der untern Grenze sind noch einige mit Pflanzen dürftig bewachsenen Strecken. Hier erhebt sich nun hoch über die niedrigen Kuppen das Doppelhorn des Aetna, und zwischen ihm liegt der Krater des Vulcans, ein Eirund, mit fast senkrechten, gegen dreitausend Fuß tiefen Wänden, mit orangefarbenen Streifen von Salmiak und Schwefel überzogen; auf seinem Boden ist ein rundes, etwa dreißig Fuß breites Loch, aus welchem sich diese Schwefeldampf-Wolken erheben, und wo von Zeit zu Zeit sich eine flüssige glühende Masse von blutrother Farbe erblicken läßt.

Pf...

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit

einem Steine. Die es sahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei sich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich, und wurde deßwegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthselhaften Steine in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Steine; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen; aber wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und ging mit einem bewegten Gesichte davon. Daraus kann man lernen: Erstens man soll im Glücke nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen seyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „Wer dir als Freund Nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden.“ Zweitens, man soll seinem Feinde keinen Stein in der Tasche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feinde ausüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“

Ein Anderer meinte, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden; und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein Anderer erwiederte, das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

H...

Von den Processions=Raupen.

Oft fürchten wir, wo Nichts zu fürchten ist, ein ander Mal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichwäldern hält sich eine Art von graufarbigen haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten, und in ganzen großen Zügen dicht an einander und auf einander von einem Baume auf den andern wandern, deßwegen nennt man sie Processions=Raupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichenstämmen hinauf ziehen; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehn eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel, zwischen sich ein. Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzähliche Menge leere Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben. Daß solche ganze Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu erachten; doch ist das nicht das Schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theile des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurigen Beispiele an Leuten erlebt, denen solches wiederfahren ist. Sie bekamen bald starke Geschwulst, heftige und schmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Raupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugnisse erfahrner Aerzte könnte daraus noch größeres Unheil entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvorkäme. Aber wie das zugehen mag. Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen, stechenden Haare fahren, und drücken und schießen sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feinde in die zarte Haut des Körpers. Dies ist das

Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Thieren zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haar=Raupen thun es auch. Aber bei den Processions=Raupen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählich viele kleinen unsichtbaren Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen zusammen thun eine große Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einem Baum hinaufzuklettern, soll man anschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ohne ihn zuerst zu besichtigen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen. H....

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahre, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die von stehendem Regenwasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie kleingeriebener Schwefel aussieht. Nun meinen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter von schweflichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann ein, es sey mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herab gefallen, und denken daran, daß es ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein für das Erste wohnen wir, Gottlob! nicht in Sodom und Gomorra. Für das Andere kann manchmal Etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas Anderes, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel: auch, wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blüthenstaub von den Bäumen. In den Tulpen stehen inwendig im Ringe herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwar=

zer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an einer weißen Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blüthenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Same entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahre, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse giebt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dies ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obst-Jahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beisammen stehen, da schwemmt auch der Regen viel solchen Blüthen-Staub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdünstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahre, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird Niemand mehr Etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Aepfel, Nüsse, Eicheln 2c. 2c. von den schweren Aesten der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

H....

Blutregen.

Im Frühjahre und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viel rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laube oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches, als etwas Natürliches glaubt, so faßt man es kurz und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg. Allein, wie nicht Alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht Alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Diesmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Eie, das den Winter über irgendwo an einer Hecke, oder an einem

Baumzweige klebte, brütet im Frühjahre die Sommerwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheile des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupenhülle ab, und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Dinge nicht an, was es seyn und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut und es kommt Etwas mit kleinen zusammengeschrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleibe hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleibe gehen sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahre mit Gespinnst überzogen sind, in welchem viele tausend solcher Eier verborgen seyn können, da brütet auch die Sommerwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beisammen sind, da geben sie auch viele rothe Tropfen von sich, ehe sie davon fliegen. Hundert in einem Garten können schon sechs bis achthundert Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blutregen.

H....

Froschregen.

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird noch Niemand gesehen haben, daß es Frösche aus der Luft herab regnete. Die Sache verhält sich ganz kurz so: Im Sommer bei anhaltend trockener Hitze zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie Niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquicken sich in dem nassen, kühlen Grase. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist, und auf einmal so viele Fröschlein sieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche herkommen; und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigsten Dinge gelten, als man sich die Mühe giebt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

H....

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es sich anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alten glaubwürdigen Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus der Luft herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in zweitausend zweihundert neunzig Jahren, hat es, so viel man weiß, acht und dreißigmal Steine geregnet. Z. B. im Jahr 1492 am 4. November fiel

bei Ensisheim ein Stein, der zweihundert sechzig Pfund schwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von zweihundert und dreihundert Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sey gut Etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob es wahr sey? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle im Orne=Departement in Frankreich ein Steinregen von zwei bis dreitausend Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft. Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dies ist der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial=Leute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche, und dachten an Nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächeren Schläge folgten nach, und lauteten wie anhaltend Flinten=Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Bewunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreise von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Mantelsack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe eines Kindskopfes, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem

Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es bei dem Nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen seyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht zwei und einen halben Centner. Alles dauerte sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag Alles wieder hell und ruhig war, als wenn Nichts vorgegangen wäre. Dies ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

H....

Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus in das Gebirge. Und als sie nun draußen waren, freuete sich das Mägdlein der vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blühten. Aber vor Andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war röthlich und schön. Mina, — denn also hieß das Mädchen — brach das Blümchen, und betrachtete es mit Freude und küßte es und roch daran und konnte nicht aufhören es zu preisen.

Aber bald wurde sie alles dessen überdrüssig und satt. Sie verlangte noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund und wollte es essen. Aber was folgte nun? Mina kam im vollem Laufe zur Mutter, und weinte und rief: O liebe Mutter, das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe,

und da aß ich es; aber nun ist es so bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus zieht. O, pfui der bösen häßlichen Blumen! So sagte das Mägdlein. Aber die Mutter antwortete und sprach: Mein liebes Kind, warum schmähst du die Blümchen? Sie sind doch immer noch so schön von Gestalt und Farbe, wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man ißt ja auch die Blümchen nicht. —

Kr........

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrte, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her und hörten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird.

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann: Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zwei Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegesmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sandte mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brauste und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war

der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. Da dachte ich bei mir, also möge wohl dem Menschen ums Herz seyn, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte?

Ach nein! riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abende zurück. Es war aber im Lenzmonde, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsche sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat.

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. Die Kinder aber sagten einmüthiglich: Ja, wir wollen auch gute Menschen werden.

Kr........

Die Pfirschen.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirschen mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit

den röthlichen Backen und zartem Pflaume. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abende, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt? Herrlich, lieber Vater, sagte der älteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch und für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt.

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde.

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsch habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich in die Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann. Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest.

Und du Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsch dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da habe ich sie auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen. —

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsch gemacht?

Da riefen alle drei: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

Kr........

Der Morgentraum.

Ein kleiner Knabe, Namens Leopold, kam des Morgens hernieder aus seinem Schlafkämmerlein und weinte bitterlich, also daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sein Vater aber und seine Mutter traten bestürzt hinzu; denn sie meinten, es sey dem Kinde ein großes Unglück begegnet, oder es sey krank und empfinde heftige Schmerzen und Reißen im Haupte oder in den Gliedern. Und sie fragten das Kind und sprachen: Liebes Kind, was fehlt dir? wer hat dir was zu Leide gethan? —

Da that das Kind seinen Mund auf und sprach: Ach, ich hatte vorher zwölf niedliche weiße Schäfchen, und sie gingen um mich her und leckten mir die Hand, und ich saß unter ihnen mit einem Hirtenstabe. Aber nun sind sie alle fort und ich weiß nicht, wo sie geblieben.... Als er dieses gesagt hatte, begann er von neuem bitterlich zu weinen. Da merkten die Eltern die Noth des Kindes, und daß es ein Traum gewesen, und sie lächelten unter einander heimlich.

Der Vater aber sprach: Wir lächeln wohl, Mutter, und doch sind unsre Seufzer und Unmuth oft die Thränen des Kindes, und unser Wünschen und Verlangen — gleichet es nicht oftmals Polly's Träumen?

Polly aber war noch immer sehr betrübt um die zwölf Schäfchen. Da berathschlagten die Eltern ernstlich, was zu thun sey, und der Vater erhob sich und sprach: Polly, ich will gehen und deine Schäfchen suchen. Und er ging und kaufte ein Lamm, und brachte es und stellte es so, daß der Knabe es sah. Da ward der Knabe sehr erfreut, und lief hinzu und herzte das Lämmchen und sprach: Ja, das ist es, das ist es! ebenso sah es aus! Und er war sehr erfreut; aber von den elf andern Lämmern sagte er Nichts, und begehrte ihrer nicht.

Da lächelte der Vater abermals und sagte zu der Mutter: In Träumen und Thränen gleichen wir, Große, wohl dem kleinen Polly. Möchten wir nur auch in Genügsamkeit und bescheidener Freude an dem Kleinen und Wenigen ihm ähnlich seyn! Kr........

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe! als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie Etwas sagen wollten.

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.

Kr........

Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie seyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmannes, also daß sie hingingen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert

und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!

Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmannes sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun habe ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: Du Thor! dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut seyn.

Als aber Gotthold, — denn so hieß der Knabe — zu Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzt trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold deßgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freuten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: Mein Kind, was weinst du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein Anderer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu seyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe! ich habe die jungen Bäumchen beraubt.

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sey, daß du Etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid seyn um die Bäumchen.

Kr.........

Der Schmetterling.

Der kleine Rudolph kam in wilder Freude aus dem Garten gesprungen und rief: Welch ein schönes Vöglein habe ich gefangen! Es saß auf einer Blume, und seine Flügel glänzten wie lauter Gold und Silber und noch viel schöner! Da trat ich leise heran, und griff darnach, da hatte ich es sogleich. Nun will ich es aber auch recht gut bewahren, und es soll mir nicht entkommen, und will ihm Milch und Brot zu essen geben. Also redete der kleine Rudolph.

Da sprach der Vater: Nun Rudeli, so laß uns doch auch deinen schönen Fang bewundern! Darauf griff der Knabe hastig in seinen Busen und zog einen schönen Sommervogel hervor.

Aber siehe! die Fittige des Vögleins hatten ihren Glanz verloren, und der bunte Flügelstaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zerzauset. — Da seufzte der Knabe bitterlich und sprach: O, wie ist das Ding so jämmerlich entstellt worden! Sieht es doch dem Vöglein nicht mehr ähnlich, das auf der Lilie saß! Pfui! wenn sie auch so zerbrechlich sind. — So sprach der Knabe und warf den Schmetterling zürnend zur Erde.

Der Vater aber antwortete und sprach: Wem zürnest du? Ist es denn des Vögleins Schuld, daß es so zart gebildet wurde? Du hast es mit rauhen Händen angefaßt, darum verwelkte sein Flügelglanz und sein Blumenleben.

Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: Es sind ihrer sieben an der Zahl!

Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren! — Also seufzte die Mutter; denn es war eine Theurung.

Der Vater aber lächelte und sprach: Siehe! liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben blühende Röslein... Mutter, das zeuget uns ja, daß Er, der das Morgenroth macht und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an und weinte. Der Vater aber antwortete und sprach: Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängsten! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen. Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan! laß uns auch unsern Tagelauf wie sie mit fröhlichem Antlitze beginnen!

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten sammt den Kindern. Denn der Glaube erhebet den Muth und die Liebe gewähret Stärke.

Leben und Tod.

Dorchen war ein frommes liebevolles Mädchen. Alle, die sie kannten, liebten sie, vor Allen ihr Bruder Edmund, ein kleiner Knabe, und sie war ihm nicht minder zugethan von Herzen. Plötzlich wurde Dorchen krank, und Edmund war sehr bekümmert um ihrer Schmerzen willen. Denn es kam nicht in sein Herz, daß sie sterben könnte, und er hatte niemals einen Todten gesehen, und wußte noch nicht, was Tod und Sterben sey.

Als nun Dorchen voll Schmerz auf dem Bettchen lag, gedachte Edmund, was sie erfreuen möge, und ging auf das Feld, Blumen zu suchen. Denn er wußte, sie

liebte die Blumen. Aber während er hinausging, war Dorchen gestorben, und man hatte ihr ein weißes Sterbekleid angelegt.

Da trat Edmund in das Kämmerlein, wo sie lag. Und er zeigte von fern die Blumen; aber das Mägdlein sah sie nicht an. Da rief er: Siehe Dorchen, was ich dir bringe! Aber sie hörte es nicht. Nun trat Edmund näher, und sah das Mägdlein an und sprach: Sie schläft! Ich will ihr die Blumen auf die Brust legen, damit sie sich freue, wenn sie erwacht. Dann wird sie sagen: Das hat Edmund gethan!

Also that er auch leise und lächelte. Darauf ging er zur Mutter und sprach: Ich habe Dorchen Blumen gepflückt, solche, die sie am meisten liebt vor allen. Aber sie schläft. Da habe ich die Blumen auf ihre Brust gelegt, damit sie sich freue, wenn sie erwacht. — Die Mutter aber weinte und sprach: Ja, sie schläft wohl, aber sie erwacht nicht wieder.

Da sagte Wilhelm: Wenn sie schläft, wie sollte sie denn nicht erwachen? So sprach der Knabe. Aber die Mutter konnte ihm nicht antworten. Denn sie verhüllte ihr Haupt und verbarg ihre Thränen. Der Knabe aber verwunderte sich deß und sprach: Mutter, was weinest du?

Kr........

Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen. Was willst du, fragte der Knabe, mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen, sagte der Knabe.

Aber der Vater antwortete: Urtheile nicht zu früh, mein Kind. Kennst du denn dieses Bäumchen, das du ein knorriges Ding nennst?

Kennen! sagte der Knabe. Man sieht ja wohl, was es ist!

Seine äußere Gestalt, sprach der Vater, siehest du wohl; aber nicht das, was in ihm verborgen liegt.

Siehe! dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüthe und Frucht tragen, und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht. Denn noch unwirksam und verborgen ruht in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses künftig vermag.

Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben demselben und band es an. Warum thust du das? fragte der Knabe. Du nimmst ihm seine Freiheit. Der Vater antwortete: daß der Wind es nicht zerknicke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge! —

Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten. Siehe! sprach der Vater, ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft, die in ihm liegt. Und darum pflege ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.

Im Beginne des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaume geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und that einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. O weh! rief der Knabe und erschrack. Nun ist ja alle Mühe vergebens!

Der Vater aber lächelte, und pfropfte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens, und verband Alles sorgfältig. Darauf sprach er: Siehe! wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würde es schief und knorrig, wie der Zufall es gab, aufgewachsen seyn und niemals eßbare Frucht getragen haben. Aber ich habe seinen Wachsthum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühling in seiner vollen Kraft erscheint, habe ich dem Bäumchen das Edlere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft richte, und künftig liebliche Blüthen und Früchte trage.

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Aeste aus, und war lustig anzusehen. Denn es

trug Knospen und Blüthen, und im Herbste neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und röthlichen Aepfeln.

Was meinst du nun? fragte darauf der Vater des Knaben. O, antwortete dieser mit Freuden, es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden! Siehe! fuhr der Vater fort, wie es die vollen Aeste dir entgegenstreckt! Nun, ich schenke es dir, Wilhelm! Es soll von nun an dir gehören! Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht.

Kr........

Das Aehrenfeld.

In der stillen Wohnung eines frommen Landmannes hatte eine böse Seuche gewüthet, und ihn selber sammt seinem Weibe und vier Kindern auf das Krankenbett geworfen. Zwei Kindlein wurden ein Raub der grimmigen Seuche, sein ältester Sohn und ein Mägdlein, die Stütze der Mutter. Dabei war die Arbeit des Feldes zurückgegangen und der letzte Sparpfennig verzehrt.

Aber endlich genas der Landmann, und er beschloß, das erste Mal auf seinen Acker zu gehen, den er so lange nicht gesehen hatte. Als er nun hinausgehen wollte mit seinem Weibe, siehe! da erhob sich ein Gewitter, und es blitzte und donnerte sehr, und es fiel ein starker Regen, und sie harrten, bis es vorüberzöge. Darauf, als der Donner stille ward und der Regen aufhörte, sprach der Landmann: Wohlan! jetzt wollen wir gehen. Der Geruch des Feldes wird desto lieblicher seyn nach der langen Dürre. Und als sie nun hinaustraten zu dem Kornfelde, das schon Aehren gewonnen hatte, kam ihnen der Geruch des Feldes frisch und lieblich entgegen, und über dem Felde hing das zerrissene Gewölk und blitzte, und hinter dem blauen Gewölke fielen glänzend und in langen Streifen die Sonnenstrahlen herab. Die jungen Aehren und Halme aber senkten ihre Häupter, beschwert von den perlenden

Tropfen, und das Gras stand mit frischem Glanze bekleidet.

Da faßte der Landmann die Hand seines Weibes, und blickte gen Himmel in das leuchtende Gewölk und den Lichtstrom, und sprach: Ach, Herr, auch uns hast du ein Wetter gesandt — o, so laß uns auch seyn, wie dieses Aehrenfeld. Wir gingen und weinten, ach! laß uns auch edlen Samen tragen, damit wir mit Freuden unsre Garben bringen mögen! — Also betete der Landmann, und sein Weib weinte und sprach: Amen! Ja, es sey so!

Und beide kehrten getrösteter zur Wohnung zurück.

Kr........

Die Nacht und der Morgen.

Nicht lange nach Mitternacht rief Allmed, der weise Lehrer, seinen Jünger Sadi von seinem Lager und sprach: Mache dich auf, wir wollen über Feld gehen vor der Hitze des Tages zu dem Hause deines Vaters! — Da sprang Sadi freudig von seinem Lager, nahm sein Gewand und folgte dem Lehrer seiner Jugend. Ach, welche Nacht! sagte der Jüngling, als sie hinaustraten in das Freie; Allmed aber antwortete: Wir wollen ihre Herrlichkeit schauen auf Tabor. Da wandelten sie rüstig das Gebirge hinan und gelangten auf die Höhe und lagerten daselbst.

Es war aber eine große Stille, und die Gestalt des Himmels war ganz klar, wie ein schöner Saphir, und die Sterne standen wie ein großes Heer und funkelten, und das Meer glänzte von ferne.

Sadi aber erhob sich von seinem Sitze und wandte seine Augen gen Himmel und auf das Meer, und verstummte. Und Allmed that seinen Mund auf und redete dann und wann in heiligen Sprüchen: „Hebet eure Augen auf und sehet, wer alle diese Dinge gemacht hat.“ — „Er zählet die Sterne und nennt sie alle mit Namen.“ — „Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regieret.“ — „Du

Herr bist es allein, du hast gemacht den Himmel und aller Himmel Himmel, die Erde und was darauf ist, das Meer und was darinnen ist — du machst Alles lebendig und das himmlische Heer betet dich an.“ — „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ —

Da der Lehrer also redete in der Stille der Nacht, zitterte Sadi und verhüllte sein Haupt; denn es war ihm eine Furcht angekommen. Da rief Allmed: Schaue, der Tag beginnt! Und siehe! es war die Zeit der Dämmerung, und die Morgenröthe breitete ihre Flügel über die Enden der Erde. Und das Meer erschien in seinen Ufern, also auch die Bäume und das Gebirge, und das Gewölk am Himmel gegen Morgen glänzte wie Purpur und Rubinen. Darauf kam die Sonne und ging auf; die Berge rauchten, und das Meer glühte, wie fließend Gold, und nun ertönten die Stimmen der Vögel rings umher und die Thiere des Feldes regten sich, und die Menschen wandelten zwischen den Kornähren und in Gärten und Weinbergen. Die Morgensonne aber umstrahlte Sadi und seines Lehrers Antlitz.

Da schaute Sadi voll Freude das Angesicht seines Lehrers. Allmed aber that seinen Mund auf und sprach: Siehe, Sadi! so groß als seine Allmacht ist auch seine Liebe. Da fiel Sadi seinem Lehrer um den Hals und weinte vor Freude. Allmed aber breitete seine Arme über ihn aus und segnete den Jüngling.

Darauf nahmen sie ihre Stäbe und wandelten zur Heimath Sadi's, und Sadi war freundlich und stille den ganzen Tag, und seine Eltern freuten sich ihres Sohnes, und sprachen unter einander: Wie sollen wir Allmed vergelten, was er unserm Kinde erweiset? Sie wußten aber nicht, was sich auf dem Berge begeben hatte.

Kr........

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüſsten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieſs es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr lieſs sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroſs den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! Bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

G.......

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.
Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schiefsen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fliefsen.
Schlanke Bäume!
Muntr'er Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen.
Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.
An dem Himmel
Strahlt die Sonn im Brautgeschmeide,
Weifse Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf.
Gottes Schäflein gehn zur Weide.
Herzensfrieden,
Woll ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.
Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasserwogen.
Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.

Bange harrt die Creatur.
Donnerschläge stürzen nieder.
Gut Gewissen,
Wer es hat, und wers bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Kr........

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr mufs einen Blinden
Ein Lahmer auf der Strafse finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Dafs ihn der Andre leiten soll.
Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, dafs du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.
Entschliefse dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fufs mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.
Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und, Andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte;
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.
Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,

Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

G......

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weiſsen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heiſsen Schaume,
Der heficht am Gebisse floſs.
Geschmeiſse! sprach das wilde Roſs,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur, so muſst du zittern.
Es schüttelte, die Bremse wich.
Allein sie suchte sich zu rächen,
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; — hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haſs der Niedern laden,
Dieſs stürzet oft den gröſsten Mann.
Wer dir als Freund nicht nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

G......

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden!
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr!
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier! spricht er, nimm es hin, und brauch es
ohne Sorgen;
Ich freue mich, daſs ich dir dienen kann,
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muſs man ohne Handschrift borgen.
Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läſst sich wiedersehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.
Doch nein! Hier kommt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden,
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an,
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.
O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daſs ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe
ziehn;
Allein ich weiſs es schon, du stehest nicht darinnen.
Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt be-
troffen still,
Und kränkt sich, daſs Philet das Geld nicht neh-
men will.
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
Hier! spricht er, ist der Rest von meinem ganzen
Glücke,

Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laſst mir nur das Lob, daſs ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieſs Glücke dank ich euch allein,
Und wollt ihr ja recht gütig seyn,
So leiht mir wieder fünfzig Gulden.
Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen!
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist!
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Groſsmuth sieht, groſsmüthig dankbar ist!

G......

Das Testament.

Philemon, der bei groſsen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaſs,
Und, Andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaſs;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn haſsten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Auf's schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als sie;
Ist dies nicht schon ein groſs Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.

Nein, sprach er, laſst sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht
zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.
Er stirbt. Man find't sein Testament,
Und lies't! Ich will, daſs einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaſsnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dieſs Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dies Testament.
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er Nichts, und Alles diesen beiden?"
Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen;
Denn damals wuſste man nicht recht zu processiren,
Sonst hätten beide Nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Groſsmuth selbst, er war der Zeiten
Licht,
Und Alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb, war er's noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh' und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn Andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen,
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füſsen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu
verborgen,
Und läſst den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hat er sich noch satt gegessen,

Reich hungert er bei halbem Essen,
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich jetzt sein Fuſs ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daſs uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen;
Denn keiner wuſst' ihn recht zu nützen.

G.....

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloſs ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er die Messe durch damit gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.
Herr Orgon ging vor mir, (ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiſs:)
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,

Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um Nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe Nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun:
O lieber Gott, laſs ihn nicht ferne seyn!
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müſst ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.—
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floſs von des Alten Angesicht. —
O Gott! du weiſst's! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum entwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte;
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu groſses Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es Alles haben,
Ich seh, daſs ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage

Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daſs er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!
So sprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

G……

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Stahr,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
Ich muſs dich doch noch Etwas fragen.
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Stahr, das weiſs ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir.

So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank
rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

G.....

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wuſste,
Selber zweimal weichen muſste;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Muſste sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heiſsen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur Nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreien,
Daſs die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch geniefsen.
Dieses macht mich kummervoll,
Dafs ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
Liebst du mich, und bist du treu,
O, so hole sie herbei!
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon!
Hab ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber frifs mir Nichts davon!
Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand.
Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Lafs mir Alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen,
Aber, Bruder, eher nicht.
Sollt' ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir bei meinem Leben
Auch die beste Hälfte geben;
Ja, du sollst — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,

Sucht man sich Güter zu erwerben.
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

G......

Das Erdbeerliedchen.

1. Ein Mägdlein an des Felsen Rand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen
Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
Du arme nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir, wie ein Kindlein seyn!

2. Drauf macht' es wohl die Würzlein los,
Und trug das Pflänzchen in dem Schoſs,
Und spähte still und wonnig
Ein Plätzchen kühl und sonnig,
Und wühlte in der Erde
Mit emsiger Geberde,
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein
Und sprach: Das soll dein Bettchen seyn!

3. Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schön zu blühn,
Wie sieben weiſse Sterne;
Das sah das Mägdlein gerne.
Die wurden sieben Beeren,
Als ob's Rubinen wären.
Gelt', sprach's, es will nun dankbar seyn,
Und meint, ich sey sein Mütterlein.

Kr........

Bitten.

1. Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen:
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beizustehen.

Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort,
Denn ich will vor dir beten!
2. Ich bitte nicht um Ueberfluſs
Und Schätze dieser Erden.
Laſs mir, so viel ich haben muſs,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.
3. Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren.
Des guten Namens Eigenthum
Laſs mich nur nicht verlieren!
Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.
4. So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laſs du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden!

G......

Morgengesang.

1. Mein erst Gefühl sey Preis und Dank;
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm, meine Seele!
2. Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?
3. Wer wacht, wenn ich von mir Nichts weiſs,
Mein Leben zu bewahren?

Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiſs,
Und schützt mich vor Gefahren?

4. Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

5. Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's jetzt neu gegeben.

6. Gelobet seyst du, Gott der Macht,
Gelobt sey deine Treue,
Daſs ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue!

7. Laſs deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

8. Nimm meines Lebens gnädig wahr!
Auf dich hofft meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle!

9. Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue.

10. Daſs ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

11. Daſs ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiſs und Arbeit scheue,
Mich gern an Andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

12. Daſs ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieſse,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschlieſse.

G.....

Preis des Schöpfers.

1. Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiſs ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater.

2. Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preis't dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

3. Wer miſst dem Winde seinen Lauf?
Wer heiſst die Himmel regnen?
Wer schlieſst den Schoſs der Erde auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

4. Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preis't der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

5. Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Gröſse.

6. Erheb' ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sey gepreis't!

Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern,
Wer wollte Gott nicht dienen?

G......

Lied am Geburtstage.

1. Dir dank' ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mir's gegeben,
Dank ich dir Gott dafür.
Durch freie Gnad' allein bewogen,
Hast du mich aus dem Nichts gezogen,
Durch deine Güte bin ich hier.

2. Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet
Bis diesen Augenblick.
Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück.

3. Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Herrscher aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott, damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!

4. Du sahst und hörtest schon mein Sehnen
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh' ich bereitet war;
Und wogst, eh ich zu seyn begonnte,
Eh' ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Theil schon dar.

5. Du liefst mich Gnade vor dir finden,
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!
Der Herr der Welt sorgt für mich Armen,
Und ist ein Vater, der verzeiht.

6. Für alle Wunder deiner Treue,

Für Alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist.
Er selber ist dein gröſst' Geschenke;
Dein ist's, daſs ich durch ihn dich denke,
Und dein, daſs er dich heute preis't.
7. Daſs du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk' und Kraft mich ausgerüstet,
Dies, Vater, dank' ich dir,
Daſs du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dies Alles, Vater, dank ich dir.
8. Soll ich, o Gott, noch länger leben,
So wirst du, was mir gut ist, geben;
Du giebst's, ich hoff' auf dich.
Dir, Gott, befehl' ich Leib und Seele.
Der Herr, Herr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich.

G......

Gottes Macht und Vorsehung.

1. Gott ist mein Lied!
Fr ist der Gott der Stärke.
Herr ist sein Nam', und groſs sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.
2. Er will und spricht's,
So sind und leben Welten.
Und er gebeut, so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.
3. Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste.
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
4. Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn' Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?
5. Was ist und war,
In Himmel, Erd und Meere,

Das kennet, Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

6. Er ist um mich,
Schafft, daſs ich sicher ruhe.
Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.

7. Er ist dir nah,
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest,
So ist er allenthalben da.

8. Er kennt mein Flehn
Und allen Rath der Seele.
Er weiſs, wie oft ich Gutes thu' und fehle,
Und eilt, mir gnädig beizustehn.

9. Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.

10. Nichts, Nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde seyn.

11. Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.

12. Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr seyd sein Loblied und sein Psalm.

13. Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

14. Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daſs deine Hand mein Leben hält?

15. Ist Gott mein Schutz,

Will Gott mein Retter werden;
So frag ich Nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete selbst der Hölle Trutz.

G......

Die Liebe des Nächsten.

1. So Jemand spricht: Ich liebe Gott!
Und hafst doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reifst sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb', und will, dafs ich
Den Nächsten liebe, gleich als mich.

2. Wer dieser Erden Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läfst Nackende nicht kleiden;
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

3. Wer seines Nächsten Ehre schmäht,
Und gern sie schmähen höret,
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
Und Nichts zum Besten kehret,
Nicht dem Verläumder widerspricht;
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

4. Wer zwar mit Rath, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet,
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht;
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

5. Wer harret, bis, ihn anzuflehn,
Ein Dürft'ger erst erscheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beizustehn,
Der im Verborgnen weinet,
Nicht gütig forscht, ob's ihm gebricht;
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

6. Wer Andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Härt' und Vorwurf quälet,

Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
Sobald sein Nächster fehlet;
Wie bleibt bei seinem Ungestüm
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

7. Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachet,
Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet,
Nur sorglos ihnen Gaben giebt;
Der hat sie wenig noch geliebt.

8. Wahr ist es, du vermagst es nicht,
Stets durch die That zu lieben.
Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu,
Und sorgst dafür, so liebest du.

9. Ermattet dieser Trieb in dir,
So such ihn zu beleben.
Sprich oft: Gott ist die Lieb', und mir
Hat er sein Bild gegeben.
Denk oft: Gott, was ich bin, ist dein;
Sollt' ich, gleich dir, nicht gütig seyn?

10. Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht blofs für mich,
Mein Nächster ist sein Kind, wie ich.

11. Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
Die Gott durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Dafs Gott mich schuf und mich versühnt,
Hab' ich dies mehr als sie verdient?

12. Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

13. Was ich den Frommen hier gethan,
Dem kleinsten auch von diesen,
Das sieht er, mein Erlöser, an,
Als hätt' ich's ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt' ein Mensch noch seyn,
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

14. Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gieb mir Gott durch deinen Geist
Ein Herz, das dich mit Liebe preis't.

G......

Abendlied.

1. Für alle Güte sey gepreis't,
Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich singe.

2. Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast Grofses heut an mir gethan,
Mir mein Gebet gewähret.
Hast väterlich
Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.

3. Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich dein gedenk,
Ein ruhiges Gemüthe.
Was ich vermag
Bis diesen Tag
Ist Alles deine Güte.

4. Sey auch nach deiner Lieb und Macht,
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht!
Vergieb mir meine Sünden!
Und kommt mein Tod,

Herr Zebaoth,
So lafs mich Gnade finden.

G......

Der fromme Hirt.

1. An eines Bächleins Ufer stand
Ein Bäumchen schlank und kraus,
Hier kor am weichbemoosten Rand
Ein Hirt sein Plätzchen aus.
Im Blattgesäusel mild und kühl
Umweht ihn süsse Ruh,
Und freundlich nickt' im Wellenspiel
Des Bäumchens Bild ihm zu.

2. Doch ach! vom Hochgebirge quoll
Des Wassers trübe Fluth,
Und auch im Thale braust' und schwoll
Hochauf des Bächleins Wuth.
Das arme Bäumchen bebte sehr
Und schwebte auf und ab;
Das Bächlein aber wild umher
Dem Bäumchen wühlt ein Grab.

3. Und als die Wasserfluth verschwand,
Da kam der Hirt heran,
Und ach! sein armes Bäumchen fand
Und blickt er traurig an,
Und zog das Bäumchen sanft hinaus,
Und hob es rasch empor.
Da stand das Bäumchen schlank und kraus
Und schattig, wie zuvor.

4. Und horch! vom Bäumchen wundersam
Erscholl ein sanft Getön;
Das Bächlein strahlte — sieh, es kam
Ein Jüngling wunderschön.
Er stieg empor aus heller Fluth
Und sprach mit sanftem Ton:
Du warest liebevoll und gut!
Dein Wunsch sey auch dein Lohn.

5. Ach, rief der fromme Hirt, nicht Dank!

Noch Lohn gebühret mir!
Sieh, unser Nachbar ist so krank,
Für ihn, ach! fleh ich dir! —
Er soll genesen! sprach darauf
Des Engels holder Mund.
Da kam der Hirt in frohem Lauf;
Der Nachbar war gesund.

Kr........

Sonntagslied im Sommer.

1. Der Sonntag ist da!
Er kommt, uns gesendet vom Himmel!
Drum schweigt das Getümmel
Der irdischen Müh!
Er steht an den Wegen
Und preiset den Segen,
Den Gott uns verlieh. —

2. Der Sonntag ist da!
Er ruft uns ins Aehrengefilde,
Die freundliche Milde
Des Vaters zu sehn.
Wie glänzt in der Stille
Des Tages die Fülle
Der Saaten so schön!

3. Der Sonntag ist da!
Die Kette des Pfluges nicht klirret,
Die Peitsche nicht schwirret,
Es knarret kein Rad.
Wir stehen und hören
Das Rauschen der Aehren
In wogender Saat.

4. Der Sonntag ist da!
Wir streuten in Hoffnung den Samen!
Der Vater sprach „Amen!"
Da wuchs er empor.
Nun stehn wir und hören
Das Rauschen der Aehren
Mit freudigem Ohr.

5. Der Sonntag ist da!
Auf lasset den Vater uns loben!
Er feuchtet von oben
Den durstenden Keim!
Bald rauschen und klingen
Die Sicheln; wir bringen
Die Garben dann heim.
6. Der Sonntag ist da!
Was hoffend und liebend wir säen,
Wird einstens erstehen
In lieblichem Glanz.
Wir säen im Staube,
Dort reicht uns der Glaube
Den ewigen Kranz. —

Kr........

Morgenlied.

1. Die dunkeln Schatten fliehen,
Der Morgenhimmel glänzt,
Der Berge Spitzen glühen
Vom jungen Licht umkränzt.
Sey uns gegrüſst, du holdes Licht!
Du säumest, doch verläſst uns nicht.
2. Das Gute kommt von oben,
Da wohnt des Lichtes Quell.
Wo Morgenstern' ihn loben,
Da ist es ewig hell.
Wir wandeln hier im dunkeln Thal,
Doch leuchtet uns des Himmels Strahl.
3. O Vater, sende Segen
Auf deiner Kinder Schaar!
Uns leucht' auf dunkeln Wegen
Dein Antlitz immerdar.
Erhebe du dein Angesicht,
Verlaſs uns nicht, verlaſs uns nicht!

Kr........

Jesus der Kinderfreund.

1. Ja er, des Vaters Ebenbild,
Der nun im Himmel thronet,
Hat hier auf Erden hehr und mild
Gewandelt und gewohnet!
Und seine Huld und Herrlichkeit
Umhüllt' ein schlichtes Pilgerkleid.

2. Er kam hernieder wunderbar,
Die Menschen zu erlösen,
Und wunderschön und freundlich war
Sein Wort, sein Blick und Wesen!
Ein stiller Glanz, ein himmlisch Licht
Umflofs sein holdes Angesicht.

3. Er ging im Land' umher, sein Herz
Voll Liebe und Erbarmen —
Er heilte freundlich jeden Schmerz,
Und tröstete die Armen,
Und, was mir auch so lieblich scheint,
Er war der Kindlein Schirm und Freund.

4. Ihm ging, den Säugling in dem Arm,
Die Mutterlieb' entgegen,
Frohlockend hüpft' ein bunter Schwarm
Von Kindlein an den Wegen —
Und Jesus sah in stiller Ruh
Dem fröhlichen Gewimmel zu.

5. Da rief ein Jünger: lafst sie fern! —
Die Mütter sah'n beklommen. —
Er aber sprach: Ich seh sie gern!
O, lafst sie zu mir kommen,
Und seyd auch ihr den Kindlein gleich!
Denn ihrer ist das Himmelreich!

6. Und sieh! die Kindlein drängten dann
Sich um ihn voll Verlangen.
Und Jesus sah sie freundlich an,
Und streichelt' ihre Wangen,
Hob sie empor auf Arm und Knie
Und segnete und herzte sie. —

7. Und wenn er nun von dannen ging,
Da schwand der Kindlein Freude, —

Das eine bat, ein andres hing
Aufschauend ihm am Kleide,
Und fragte mit vertrautem Blick:
Kommst du auch bald zu uns zurück?

8. Und wenn er groſs und herrlich stand
Und half und heilt' und lehrte,
Und Jeder Trost und Hülfe fand,
Wer Hülf' und Trost begehrte,
Da ward der frommen Kindlein Schaar
Des Hochgeliebten bald gewahr.

9. Still eilten sie zu ihm hinan,
Berührten ihn ganz leise.
Er aber sah sie lächelnd an
Nach seiner eignen Weise —
Dann drückte, der zur Seit' ihm stand,
Johannes brünstig ihm die Hand.

10. O, hätt' auch damals ich gelebt,
Als er auf Erden wallte —
Auch meine Thräne ihm gebebt,
Wenn Preis und Dank ihm schallte —
Getrost hätt' ich ihn angeblickt,
Und ihm die Segenshand gedrückt.

11. Doch, schauet er nicht ungesehn
Voll Huld auf uns hernieder?
Und einst von jenen Himmelshöhn
Erscheint er herrlich wieder,
Und, sind wir dann den Kindlein gleich,
Führt er uns in sein himmlisch Reich.

Kr........

Lied vom Samenkorn.

1. Der Sä'mann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam! was er gesä't,
Das Körnlein wieder aufersteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schoſs
Und wickelt es im Stillen los,
Ein zartes Keimlein kommt hervor,
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

3. Es steht und frieret nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein,
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.
4. Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm,
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn,
Es muſs in Wind und Wetter stehn.
5. Doch schadet ihm kein Leid noch Weh',
Der Himmel deckt mit weiſsem Schnee,
Und deckt der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh.
6. Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heiſst Bäum' und Wiesen blühn,
Und schmückt das Feld mit frischem Grün.
7. Voll krauser Aehren, schlank und schön
Muſs nun die Halmensaat erstehn
Und wie ein grünes stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.
8. Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld,
Die Erde ruht in stillem Glanz
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.
9. Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Kr........

Die Schöpfungstage.

1. Als todt und schweigend noch die Erde
In tiefer Nacht verhüllet lag,
Da sprach der Ewige: Es werde!
Da ward der erste Tag.
Er schwebte hernieder
In röthlichem Schein;
Ihn weihten die Lieder
Der Himmlischen ein!

2. Gott sprach: Es flohen mit Getümmel
Die schwarzen Wasser aus den Höhn,
Hoch wölbte sich der blaue Himmel
Zur Feste rund und schön.
Hoch strahlet des Himmels
Entzückendes Blau,
Er sendet der Erde
Das Licht und den Thau.

3. Gott sprach: Er hieſs die Fluth entrollen,
Die Erde hob ihr Haupt empor,
Es rauschten Ströme, Bächlein quollen
Aus Berg und Fels hervor.
Still ruhte die Erde
Noch nackend und bloſs,
Doch trug sie der Himmel
Im bläulichen Schoſs.

4. Gott sprach: Da schmückten Höhn und Felder
Mit Blumen sich und frischem Grün, —
In Gründen rauschten dunkle Wälder,
Der Baum begann zu blühn.
So kleidet sein Odem
Die Höhn und den Wald,
Und schaffet dem Frühling
Die schöne Gestalt.

5. Gott sprach: Sanft lächelte die Sonne
Die neugeschmückte Erde an.
Da schwang sie sich hinauf voll Wonne
In ihre Himmelsbahn.
Ihr jauchzte der Sterne
Hellfunkelndes Chor;
Sanft leuchtend auch wallte
Der Mond mit empor.

6. Gott sprach: Und in den Wassern lebte
Das Heer der Fische wunderbar,
In Lüften und in Wäldern schwebte
Der Vögel bunte Schaar.
Hoch rauschet der Adler
Im glühenden Strahl,
Die Nachtigall flötet
Im schattigen Thal.

7. Gott sprach: Aus feuchter Scholle wühlten
Sich Löwen, Stier' und Rosse los;
Die Bienen summten, Lämmer spielten
Um ihrer Mutter Schoſs.
Es schmückt ihr Gewimmel
Die Höhen und Au'n —
Ihr Antlitz vermag nicht
Gen Himmel zu schaun.

8. Gott sprach: Sein Auge sah voll Milde
Den Himmel und die Erde an —
Er schuf den Menschen ihm zum Bilde,
Mit Hoheit angethan!
Ernst blickt' er vom Staube,
Ein Herrscher, empor,
Ihn grüſste frohlockend
Der Himmlischen Chor.

9. Nun war das Schöpfungswerk vollendet!
Der Mensch erhob sein Haupt und sprach
Das Lebenswort — da kam gesendet
Von Gott der Ruhetag.
Auf röthlichen Flügeln
Entschwebt' er den Höhn,
Und stand auf den Hügeln
Hochlächelnd und schön!

Kr........

Das Alplied.

1. Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiſs und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

2. Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein.
Mag's auch sein Odem seyn?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

3. Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal.
Des hohen Glätschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

4. Auf hoher Alp
Des Gieſsbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

5. Auf hoher Alp
In Schaaren weiſs und schön
Die Schaaf' und Zieglein gehn
Und finden 's Mahl bereit,
Daſs sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

6. Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut,
Sein Herze Gott vertraut.
Der Geis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Kr.........

Lobgesang.

1. Lobt den Herrn!
Er ist die Liebe!
Er verläſst die Seinen nicht.
Blickt auch unser Auge trübe,
Freundlich strahlt sein Angesicht.

2. Lobt den Herrn!
Er ist voll Milde!
Nach des Wetters schwüler Nacht
Glänzen schöner die Gefilde
Und des Regenbogens Pracht.

3. Lobt den Herrn!
Von seinem Regen
Duftet lieblicher die Au,
Und erfüllt von seinem Segen
Steht gebückt die Blum' im Thau.
4. Lobt den Herrn!
Auch wenn wir weinen,
Siehet uns sein Angesicht.
Er verlässet nicht die Seinen.
Vater! du verläſst uns nicht.
5. Lobt den Herrn!
Es fallen Thränen
Auf des Erdenpilgers Pfad!
Aber unter stillem Sehnen
Reift des Himmels ew'ge Saat.

Kr........

Sonntagsmorgenlied im Frühlinge.

1. O seht, auf leisen Flügeln
Des Frühroths, von den Hügeln
Kommt unser Feiertag ins Thal!
Wir wandeln ihm entgegen,
Er bringt uns Freud' und Segen,
Und Laub und Blumen ohne Zahl.
2. Es schmücken sich die Auen,
Sein Angesicht zu schauen;
Ihn grüſst der Nachtigallen Chor.
Die Lerch' am Himmel schwebet,
Und duftender erhebet
Die Blume selbst ihr Haupt empor.
3. Wir aber stehn und loben
Den guten Vater droben;
Er ruft den Lenz, er schmückt die Flur!
Ist nicht die weite Erde
Ein Lamm von seiner Heerde?
Er leitet sie an seiner Schnur.
4. Die Stern' in hohen Räumen,
Die Blüthen auf den Bäumen
Sind alle seine Kinderschaar!

Er schaut mit Wohlgefallen
Hinab und reichet allen
Die vollen Vaterhände dar.
5. Drum laſst uns hier im Freien
Ihm unsre Freude weihen!
Auch hier ist Gottes Heiligthum!
Ihn preisen Laub und Blüthe.
Verkünde seine Güte,
Mein Herz, lobsinge seinem Ruhm.
Kr........

Die untergehende Sonne.

1. Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn.
2. Das ist so ihre Weise.
Sie zeuget still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth.
3. Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt.
Aus ihrem himmlischen Gezelt.
4. Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen,
Dann schlieſst sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an. —
5. Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter!
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.
6. Drum wallt nur frohes Muthes
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schlieſst ihr fröhlich euren Lauf,
Und steht frohlockend wieder auf!
Kr........

Weltregierung Gottes.

1. Durchirrt mein Geist der Welten Pracht,
So denk' ich Gottes Güt' und Macht.
Zu ihm empor hebt sich mein Geist,
Und betet selig an und preis't.

2. Er, der den Himmel ausgespannt,
Umfasset ihn mit starker Hand;
Und seines Reiches Herrlichkeit
Ist ohne Gränzen, Maſs und Zeit.

3. Ein unzählbares Weltenheer
Läuft kreisend um einander her,
Und rückt aus seiner Ordnung nicht.
Er hält und lenkt ihr Gleichgewicht.

4. Und diese Erd', im Schöpfungsreich
Ein Punkt, an wieviel Schönheit reich!
Die Welt und meine stille Flur
Beglückt der Vater der Natur.

5. Und ohne seinen Willen fällt
Kein Sperling nieder; denn er hält
Den Wurm, der sich im Staube nährt,
Des Schutzes, wie den Seraph, werth.

6. Er wog, nach meiner Fähigkeit,
Mir meine Wohlfarth und mein Leid,
Mein ganzes Schicksal, bis ins Grab,
Und meine Lebensdauer ab.

7. Erhalte den Gedanken mir,
O Gott: „Was kommt, das kommt von dir!
Was deine Vorsicht an mir thut,
Ist herrlich, weise, selig, gut.“

Kr.........

Lied am Feste der Geburt Jesu.

1. Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem das Lied der Engel klang,
Der hohe Freudentag ist da!
Lobsinget ihm, Halleluja!

2. Vom Himmel kam in dunkler Nacht,

Der uns das Lebenslicht gebracht!
Nun leuchtet uns ein milder Strahl,
Wie Morgenroth im dunklen Thal.
3. Er kam, des Vaters Ebenbild,
Von schlichtem Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns mit sanfter Hand,
Ein treuer Hirt, ins Vaterland.
4. Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Mensch, gewohnt!
Damit auch wir ihm werden gleich
Auf Erden und im Himmelreich.
5. Einst führet er zur Himmelsbahn
Uns, seine Brüder, auch hinan!
Und wandelt unser Pilgerkleid
In Sternenglanz und Herrlichkeit.
6. Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem der Engel Lied erklang,
Der hohe Freudentag ist da!
Ihr Christen singt: Halleluja!

[Kr........

Lied am Feste der Auferstehung Jesu.

1. Ich sag' es Jedem, daſs er lebt
Und auferstanden ist,
Daſs er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.
2. Ich sag' es Jedem, Jeder sagt
Es seinen Freunden gleich,
Daſs bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.
3. Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.
4. Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun,
Und Jeder kann nun leicht und hehr
In seine Zukunft schaun.

5. Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und, wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

6. Nun weint auch Keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen schliefst,
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüfst.

7. Es kann zu jeder guten That
Ein Jeder frischer glühn;
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

8. Er lebt, und wird nun bei uns seyn,
Wenn Alles uns verläfst!
Und so soll dieser Tag uns seyn
Ein Weltverjüngungsfest.

Kr........

Heiliges Leben Jesu auf Erden.

1. Wir fassen Gottes Gröfse nicht,
Dem keins der Wesen gleichet;
Doch glänzet überall sein Licht,
So weit die Schöpfung reichet.
Es leuchtet mild auch unserm Geist,
O Menschen, denket, fühlet, preis't
Den Vater aller Wesen.

2. Du hast den Mächtigen ihr Loos,
O Vater, zugemessen,
Und in der ärmsten Mutter Schofs
Den Säugling nicht vergessen.
Der Mensch sey dürftig, oder reich,
Du liebest deine Kinder gleich,
Und bildest sie dem Himmel.

3. Du hast uns aller Güte Bild
In deinem Sohn gegeben.
Was unser Herz erhebt und füllt,
Was Freuden schenkt im Leben,
Der Wahrheit Licht, des Trostes Stab,

Und feste Hoffnung bis an's Grab
Verdanken wir dem Heiland.
4. Er wählte, Gott, für dein Gebot
Verfolgung, Hohn und Leiden,
Und für der Menschen Heil den Tod, —
Und ging einher bescheiden
In seiner Gröſse, sanft und lind,
Ein weiser Freund, ein treues Kind,
Voll Huld für schwache Kinder.
5. Noch währt und immer bleibt sein Reich:
Wir können ihm auf Erden
Nicht all' an groſsen Thaten gleich
Für Welt und Nachwelt werden.
Doch redlich, liebevoll und gut
Kann Jeder seyn, o, gieb uns Muth,
Dem Guten nachzuwandeln.

Kr........

Der Dank.

1. Lieblich ist's, dem Vater singen,
Der uns treulich liebt,
Der das Wollen und Vollbringen
Seinen Kindern giebt.
Ihm, in dem wir sind und leben,
Ach, was könnten wir ihm geben?
2. Unsers Herzens Opfer steiget
Doch zu ihm empor,
Und dem frommen Danke neiget
Gnädig er sein Ohr.
Und wir könnten ohn' Entzücken
Aufwärts zu dem Vater blicken?
3. Jauchzend wandeln Morgensterne
Um des Schöpfers Thron,
Durch des Himmels weite Ferne
Strömt des Dankes Ton.
Sollen wir denn stumm empfahen,
Nicht dem Nahen auch uns nahen?

4. Tausend frohe Stimmen klingen
Durch des Lenzes Luft,
Stillen Dankes Opfer bringen
Blumen ihren Duft.
Wollen wir nur immer nehmen?
Soll uns Thier und Kraut beschämen?
5. Seht das Kindlein an der warmen
Treuen Mutterbrust,
Auf des Vaters treuen Armen
Jauchzet Dank und Lust.
Und wir schwiegen? Sind wir minder
Eines lieben Vaters Kinder?
6. Von der Erde aufwärts schwebet
Zum Gewölk der Thau,
Sinket dann hinab, belebet
Und erquickt die Au.
Kommt des Dankes Frucht nicht wieder
Segensreich zu uns hernieder?
7. Lafst uns Dank dem Vater singen,
Der uns trägt und liebt,
Der das Wollen und Vollbringen
Seinen Kindern giebt!
Ach, was könnten wir ihm geben,
Ihm, in dem wir sind und leben?

Kr........

Jesus, der treue Hirt.

1. Treulich nimmst, o guter Hirte,
Du dich deiner Heerde an,
Suchst und lockest das verirrte
Schäflein auf die rechte Bahn.
Freuest dich, wenn es sich
An dich schmieget inniglich.
2. Welche sich zu dir gesellen,
Leitest du durch Nacht und Graun
Zu des Lichts und Lebens Quellen,
Zu des Friedens stillen Au'n;

Bis erquickt und entzückt
Auf zu dir die Heerde blickt.
3. Auch ich durfte zu dir kommen,
Mich berief dein treuer Mund,
Auch mich hast du aufgenommen,
Guter Hirt, in deinen Bund.
Dir entquillt sanft und mild,
Was des Herzens Sehnen stillt.
4. Wie erhellte deine Gnade
Meines Fuſses dunkle Bahn,
Wollt' auf meinem Pilgerpfade
Schmeichelnd sich die Sünde nah'n!
Kam sie nah, warst du da,
Daſs kein Leides mir geschah.
5. Von des Abwegs jäher Krümme
Hielt mich deine Hand zurück,
Und ich hörte deine Stimme,
Sahe deinen Liebesblick.
O dafür dank ich dir!
Was du warest, bleibe mir.
6. Weide, mehre deine Heerde,
Sammle, was im Dunkel irrt,
Daſs dein Reich erfüllet werde,
Eine Heerde, du der Hirt.
Ich bin dein, du bist mein!
Also laſs es ewig seyn!

Kr........

Des Herrn Klarheit.

1. Preis und Dank! Gesandt vom Herrn
Kam des Himmels Licht zur Erde,
Daſs die Erd' ein Morgenstern
Ew'ger Sonnentage werde!
Aus der Höh' in stiller Klarheit
Kam hernieder Gnad' und Wahrheit.
2. Ehre sey Gott in den Höhn!
Aus der Höhe kam der Friede!
Furcht vor Freude, banges Flehn

Horcht' entzückt dem Engelliede,
Und zur Himmelswonn' im Herzen
Wandeln sich des Todes Schmerzen.
3. Fried' auf Erden! Mag ich hier
Als ein armer Pilger wallen;
Hallelujah! auch an mir
Hast du, Vater, Wohlgefallen!
Herrlicher, voll Gnad' und Wahrheit,
Leite mich zu deiner Klarheit.

Kr........

Der Christ.

1. Ich bin ein Christ! Mein Name steht
Im Buch des Lebens eingeschrieben.
Der Vater droben will mich ewig lieben,
Er hat zur Kindschaft mich erhöht!
2. Ich bin ein Christ! Mich kümmert nicht
Des Pilgerpfades Kreuz und Leiden.
Was könnte mich von Gottes Liebe scheiden?
Kreuz führt zur Freude, Nacht zum Licht.
3. Ich bin ein Christ! Mein Herz erfüllt
Des Heiligen, der auf dem Lebenspfade
Voran mir ging voll Wahrheit, Lieb' und Gnade,
Des Auferstandnen himmlisch Bild.
4. Ich bin ein Christ! Mein Heiland wird
Auch mich mit seiner Liebe leiten.
Er ging, auch mir die Stätte zu bereiten,
Und wartet mein, der treue Hirt.
5. Ich bin ein Christ! Als Pilger schon
Darf ich mich glaubend nach ihm nennen;
Einst werd' ich ihn von Angesicht erkennen,
Und freudig nahen seinem Thron.
6. Ich bin ein Christ! Dort wird er mich
Mit seiner Herrlichkeit verklären.
Wie werd' ich dann mit allen Himmelsheeren
Ihn dankbar preisen ewiglich!

Kr.......

Loblied.

1. Gott ist die Liebe! Jauchzt, ihr Morgensterne,
Frohlockt ihr Weltenheer' in hoher Ferne,
Ihr schnellen Winde, reget eure Flügel,
Erklingt ihr Berg', ihr Thäler, Au'n und Hügel!
Gott ist die Liebe!

2. Gott ist die Liebe! Mag sein Donner brüllen,
Und schwarze Nacht sein flammend Zelt umhüllen,
Mag auch der Erde tiefster Grund erbeben,
Und schäumend sich das Meer gen Himmel heben.
Gott ist die Liebe!

3. Gott ist die Liebe! Betet an ihr Sünder!
Wir Sterbliche, auch wir sind seine Kinder.
Nicht Angst, noch Trübsal, weder Schmach, noch Leiden,
Nicht Tod, noch Leben, kann uns von ihm scheiden.
Gott ist die Liebe!

4. Gott ist die Liebe. — O, geheiligt werde
Dein Vaternam'; es komm herab zur Erde
Dein Reich, der Liebe Reich, und es geschehe
Dein Wille hier, wie droben in der Höhe!
Du bist die Liebe!

Kr........

Jesus, der Weinende.

1. O Menschenfreund,
Dein Auge weint
Des Mitleids milde Zähren.
Was ist es, das dich so betrübt? —
Ach, welche deine Seele liebt,
Die wollen dich nicht hören.

2. Dein liebend Herz
Durchdringt der Schmerz
Um Andrer Sünd' und Leiden.
Ach, welche du dir ausersehn,

Die wenden sich von dir, verschmähn
Dein Heil und deine Freuden.
3. Wie lieb ich dich! —
O, Herr, um mich
Soll nie dein Auge weinen!
Und fiel ich je — so sieh mich an,
Und meine Thräne müsse dann
Mich ewig dir vereinen!

Kr.........

Die Armuth.

1. Armuth darf nicht mehr verzagen,
Er, der Herr der Herrlichkeit,
Hat der Armuth Kleid getragen,
Und zum Ehrenschmuck geweiht:
Demuthsvoll ging er einher,
Und verschmähte Gold und Ehr',
Arm und still, ein Freund der Armen,
Reich an Liebe und Erbarmen.
2. Armuth darf nicht mehr verzagen,
Er, der Herr der Herrlichkeit,
Hat der Armuth Schmach getragen,
Hunger, Blöſse, Hohn und Leid.
Seine Krippe und sein Grab,
Beides ihm die Liebe gab.
Daſs der Arm' ein Reicher würde,
Trug er selbst der Armuth Bürde:
3. Armuth darf nicht trostlos weinen,
Er, der Herr der Herrlichkeit,
Kennt die Seinen, liebt die Kleinen,
Ist zu helfen stets bereit.
Uns hat er sie anvertraut,
Und von seinem Himmel schaut
Er auf uns und seine Brüder.
Einstens kommt er richtend wieder.
4. Armuth darf nicht trostlos weinen,
Auch des kalten Wassers Trank,
Den die Liebe hier den Seinen

Reichte, lohnet dort sein Dank.
Ihn, den Herrn, hat sie beschenkt,
Ihn gespeiset, ihn getränkt.
Selig, selig sind die Armen,
Und die ihrer sich erbarmen!

Kr........

Die Liebe.

1. Kein Wort so hoch und herrlich klingt,
Keins so durch Herz und Seele dringt:
Als Klang und Wörtlein Liebe.
Es giebt dem Herzen zu verstehn
Ihn, den kein Auge je gesehn.
Er ist und heifst die Liebe.

2. Von oben kommt das stille Licht;
Es kommt von seinem Angesicht,
Ein Abglanz seiner Liebe.
Gestirne glänzen, Blumen blühn,
Der Morgenröthe Flügel glühn
Im Hauche seiner Liebe.

3. Verhüllet stand ihr ew'ger Thron,
Da kam hinab das Wort, der Sohn,
In ihm des Vaters Liebe.
Aus Gott geboren und gesandt,
Erschien im menschlichem Gewand
Auf Erden sie, die Liebe.

4. Sie trug der Erde Leid und Noth,
Sie brach dem Hungernden das Brot,
Das Himmelsbrot der Liebe.
Sie gab sich selbst zum Opferlamm,
Sie stiftete am Kreuzesstamm
Den ew'gen Bund der Liebe.

5. Wen sie vermählet diesem Bund,
Dem thut sie ihr Geheimnifs kund,
Das Lebenswort der Liebe.
Und über Erdennoth und Schmerz
Erhebet sie sein freudig Herz,
Sein Herz voll sel'ger Liebe.

K

6, Sie segnet, tröstet, heilet, weint
Mit Weinenden, erquickt den Feind —
Allüberall die Liebe.
Des Eingebornen Ebenbild,
Gleich ihm, vom Erdenleib umhüllt,
Glaubt, duldet, hofft die Liebe.

7. Und wenn sie irdisch sich bewährt,
Schwebt sie hinauf, mit ihm verklärt,
Ins ew'ge Reich der Liebe.
Da preis't der Engel Harfenklang
Und aller Himmel Lobgesang
Den Kampf und Sieg der Liebe

Kr........

Bei Carl Heyder in Erlangen sind nachfolgende gemeinnützige und wohlfeile Schriften erschienen, die Vorstehern und Lehrern höherer und niederer Lehranstalten zu eigener Prüfung, Einführung und zu Preisbüchern bestens empfohlen werden, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Böttiger, Dr. u. Prof. C. W., deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen. 2te verb. Auflage. 8. Preis 8 gr. oder 36 kr.
— — die allgemeine Geschichte für Schule und Haus. 3te verb. Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.
Engelmann, Dr. E. B., die neueste Geographie von Europa und den übrigen vier Erdtheilen. 21te Aufl. 8. 3 gr. oder 12 kr.
Friedrich, W., Gebete und Kommunionandachten für den katholischen Christen. Zum Schul- und Hausgebrauch. 8. 4 gr. oder 18 kr. Bessere Ausgabe 6 gr. oder 27 kr.
— — neues Lesebuch für Schulen aller Confessionen. 2te Aufl. 8. 3 gr. oder 12 kr.
— — allgemeines Lesebuch für die katholischen Stadt- u. Landschulen. 40 Bogen. 22te Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.
Karte von Palästina zur Zeit d. alt. Völker u. d. 12 Stämme Israels. Für Gymnasien und Schulen. Halb Folio. illum. 4 gr. oder 18 kr.
— — zur Zeit Christi u. d. Apostel. Für Lehranstalten. Fol. illum. 6 gr. oder 27 kr.
Kelber, J. G., Lern-, Lehr- und Lesebüchlein für Schulen aller Confessionen. 2te Aufl. 8. 4 gr. oder 18 kr.
Klinger's Karte vom Planiglob. Mit deutscher Schrift. gr. Regalfolio. 6 gr. oder 27 kr.
— Karte von Europa. 6 gr. oder 27 kr.
— — von Deutschland. 6 gr. oder 27 kr.
Leibfarth, J. G., Elemente der deutschen Sprachlehre, zur Vorbereitung auf die der Lateinischen. 8.
Löhr, Joh. Fr., Vorschriften aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Himmelskunde und andern nöthigen und nützlichen Kenntnissen. 6te sehr verb. und verm. Aufl. Mit 18 Vorlegeblättern u. 2 Bogen Text in quer Quart. 12 gr. oder 54 kr.
Meyer, Dr. J. L., Lehrbuch der römischen Alterthümer, für Gymnasien u. Schulen. 6te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr oder 2 fl. 24 kr.
Neubig, Dr. A., gründliche Anweisung zur Rechenkunst. 3te sehr verb. Aufl. 8. 4 gr. oder 18 kr.
Pfaff, Dr. J. W., Lehrburch der Physik, physischen Geographie und Astronomie. 8. 6 gr. oder 27 kr.
Schubert, Dr. u. Prof. G. H., Lehrbuch der Naturgeschichte. Für Gymnasien u. Schulen. 4te verb. Aufl. 8. 8 gr. od. 36 kr. Mit illuminirten Kupfern 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr., und schwarz 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Seiler, Dr. G. Fr., die Geschichte der christl. Religion. Für Studirende u. Gymnasien. Mit Kupf., Karten u. Tabellen. 12te verb. Auflage. 8. 21 gr. oder 1 fl. 36 kr.
—— die Geschichte des israelitischen Volkes. Für israelitische Schulen. Mit Kupf. u. Karte. 12ter verb. Abdruck. 8. 12 gr. oder 54 kr.
—— Leben und Lehre Jesu, nach den vier Evangelisten. Für Studirende und Gymnasien. 12ter verbess. Abdruck. 8. 3 gr. oder 12 kr.
—— dasselbe m. e. illum. Karte von Palästina. 8 gr. od. 36 kr.
—— Landeskunde von Palästina. Für Studirende u. Gymnasien Mit Kpf. u. Karte. 12ter verb. Abdr. 8. 8 gr. od. 36 kr.
—— Gebete und Kommunionandachten: oder das wahre thätige Christenthum. Zum Schul- und Hausgebrauch. 6te verbess. Aufl. 8. 4 gr. oder 18 kr. Bessere Ausgabe 6 gr. oder 27 kr.
—— die biblischen Geschichten des alten und neuen Testaments. 2 Bände. 14te verb. Aufl. 8. 12 gr. oder 54 kr. Mit 20 Kupfertafeln. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.
—— dieselben für katholische Christen. Gleicher Preis.
—— biblische Religion und Glückseligkeitslehre. Ein Lehrbuch der christl. Moral für die obern Klassen an Gymnasien und Schulen. Mit 1 Kupfer. 6te verb. Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.
—— allgemeines Lesebuch, zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen. 22te verb. Aufl. 40 Bogen. 8. 8 gr. oder 36 kr.
—— Sittenlehren und Klugheitsregeln. 20te Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.
—— die Religion der Unmündigen. 20te verb. Aufl. 8. 6 gr. oder 27 kr.
—— Lehrgebäude der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre. 10te verb. Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.
—— Fibel. 15te verb. Aufl. 8. gef. 3 Pfennige.
—— die Handfibel. 15te verb. Aufl. 8. 2 1/4 gr. oder 9 kr.
—— kleines Lesebuch für Schulen aller Confessionen. 8. gefälzt. 1 gr. oder 4 kr.

Technologie, kleine, oder gründliche Darstellung der Künste und Gewerbe. 6te verbess. u. verm. Aufl. 8. 4 gr. oder 18 kr.
Dieselbe mit 72 schwarzen Kupfern. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Ewald, Dr. P., das Leben Jesu. 8. 6 gr. oder 27 kr.

Schinn

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leibfarth, Johann G.

Lesebuch für das kindliche Alter

Erlangen 1830

Paed.pr. 2090
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760416-0